Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

52



Jahrgang 1928
Band 11

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch= und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Anzeigenpreise: 1/1 Seite Rm. 240.–, Seitenteile entsprechend; bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Anzeigengeschäftsstelle Berlin SW 19, Krausenstraße 35/36

Unsere drei Preisrätsel

befinden sich in Band 2, Seite 193, Band 5, Seite 196 und Band 6, Seite 192. Der Schlußtermin für die Einsendung der Preisrätsellösungen ist der

1. Juli 1928

Später eingehende Lösungen können nicht berücksichtigt werden

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

(Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens)

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart



Der Pilzsammler

Bearbeitet von

Felix Martin

13. Auflage. Mit 2 Tafeln in Mehrfarbendruck

(Illustrierte Taschenbücher Band 39)

Gebunden Rm. 1.40

Das Bändchen enthält die untrügliche Anleitung zur Auffindung und Unterscheidung aller wichtigen, in unserer Zone vorkommenden Speisepilze. Es schildert auch genau diejenigen ungenießbaren oder giftigen Pilze, die mit Speisepilzen verwechselt werden können, und ist ein zuverlässiger Berater für alle, die ausgehen, manch ein Gericht wohlschmeckender und nahrhafter Pilze nach Hause zu bringen.

Zu haben in allen Buchhandlungen



In Wind und Wellen.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von C. Lohmann.

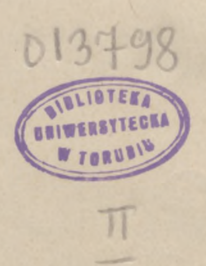
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen



11. Band / Jahrgang 1928

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Berlin, Leipzig, Wien


013798
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
II

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Drei Kunstblätter

Der Schatz der Bogumilen

Novelle von V. Franiel

Frau Ethel hatte uns Herren zur Zigarre auf die Veranda entlassen. Sie zog sich mit den beiden Damen, die an der Abendgesellschaft teilgenommen hatten, ins Parlor zurück.

Seit mehr als einer Woche genossen wir nun die Gastfreundschaft des liebenswürdigen Ehepaares, mit dem wir unsere Bekanntschaft auf dem Geologenkongresse in Kalkutta erneuert hatten.

Mr. Dunnan war Gelehrter von Weltruf und augenblicklich im Auftrag der indischen Regierung damit beschäftigt, die Vorberge des Himalajas zu durchforschen. Er und seine junge Frau hatten darauf bestanden, daß wir sie in Simla besuchen müßten. Die Aussicht, unter Führung Mr. Dunnans die geologisch so interessanten Gebiete zu durchstreifen, hatte uns drei veranlaßt, von der herzlichen Einladung freudig Gebrauch zu machen.

Eigentlich waren wir ein sonderbares Kleeblatt. Mr. Sawburn, der Amerikaner, ein alter Herr, war nur Fachmann, den außer seiner Wissenschaft überhaupt nichts in der Welt interessierte. Kam ein anderes Thema zur Sprache, so schwieg er entweder oder schlief ein, was ihm bei seinem vorgerückten Alter niemand übelnahm.

Ranborg, der Benjamin unter uns, ein langer junger Schwede mit einem Kindergesicht, sah die Welt mit anderen Augen an. Auch er hatte sich schon einen Namen gemacht, seine Lebensfreude war aber noch nicht im Beruf erstickt, und er dankte es wohl nicht zuletzt seinem

frischen Wesen, daß Mr. Dunnan ihn gleichfalls aufgefordert hatte.

Was Mr. Dunnan veranlaßt haben konnte, mich einzuladen, will ich nicht genauer untersuchen, jedenfalls war ich froh, zu den Auserwählten zu zählen.

Heute war der letzte Abend unseres Aufenthaltes. Als wir auf der schmalen Terrasse Platz genommen hatten und der Herr des Hauses Zigarren und Getränke anbot, begann denn auch sofort wieder die Fachsimpelei.

Mr. Dunnans Bungalow war knapp an dem Rand des Steilabsturzes erbaut, der Simla von den gegenüberliegenden Hügeln trennt. Aus dem tief eingerissenen Tal stieg leichter Nebel; die Nacht war von wundervollem Zauber erfüllt. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, der die Schleier zerriß, und mit einem Male lag das Massiv des Gaurisankars im vollen Mondlicht vor uns.

Die Unterhaltung stockte, so unbeschreiblich schön war der Anblick. Der ungeheure Bergstock schien zum Greifen nahe. Während alle umliegenden Vorberge im Dunkel lagen, gleißten seine Gletscher und Schneeflächen in silbrigem Lichte.

Ein Windstoß schob eine neue Nebelschicht vor.

Da unterbrach Ranborg die Stille.

„Das erinnert mich an den weißen Streifen im Haar Ihrer Frau, Mister Dunnan.“

Der alte Sawburn lachte.

„Sie hätten Dichter werden sollen, mein lieber junger Freund. — Hat Ihre Frau immer schon die handbreite weiße Locke gehabt, die sie so merkwürdig ziert?“

Mr. Dunnan verneinte.

„Als ich Ethel kennenlernte, war ihr ganzes Haar braun und glänzend, so wie ja heute noch der größere Teil geblieben ist. Die weiße Locke verdankt sie der schreck-

lichsten Nacht, die wir erlebt haben und die dem schönsten Tag meines Lebens vorausging."

„Das klingt ja beinahe wie die Einleitung zu einer Erzählung. Dürften wir Sie bitten, sie uns mitzuteilen? Ich hoffe, daß meine Neugierde und Ranborgs Bemerkung Sie in keiner Weise verletzt haben." Professor Sawburn sah unseren Gastgeber an.

„Keineswegs, Herr Professor. Die weiße Locke meiner Frau hat schon die Neugierde vieler erregt. Wenn Sie die Geschichte hören wollen, so bin ich bereit, sie Ihnen zu erzählen. Ethel wird wohl nichts dagegen haben."

Wir rückten unsere Stühle zusammen, und Mr. Dunnan begann:

„Ich stand, wie Sie vielleicht wissen, vor einigen Jahren im Dienst der englischen Turbinenbaufirma Brown & Brown. Meine Aufgabe war es, als erster Assistent Mister Stuarts, Ethels Vater, vorliegende Projekte geologisch auf ihre Durchführbarkeit zu untersuchen.

Eines Tages ließ mich Mister Stuart rufen und sagte: ‚Es liegt ein Antrag vor, ein großes Projekt in Dalmatien zu überprüfen. Ich möchte Sie gerne mitnehmen. Allerdings werden Sie auf manches verzichten müssen, das Land soll nicht gerade wirtlich sein. Aber die Aufgabe ist interessant, und Sie werden es sicher nicht bereuen, mitgekommen zu sein. Übrigens nehme ich auch meine Tochter mit.'

Ich kannte Mister Stuarts Tochter nicht, hatte jedoch gehört, daß sie lebhaft und sportliebend sei, zwei Eigenschaften, die ich bei jungen Mädchen immer zu schätzen wußte. Ich wäre gewiß auch mit Mister Stuart allein gegangen; die Aussicht aber, mit der jungen Dame in näheren Verkehr zu treten, war eine so angenehme Bei-

gabe zur bevorstehenden Arbeit, daß ich ohne weiteres zusagte. Vierzehn Tage später waren wir in Dalmatien.

Das Projekt, dem unsere Untersuchung galt, hatte das Ziel, die Gewässer des Popovo-Polje im Inneren des Landes durch einen Tunnel abzuleiten, der in Neum münden sollte. Die Fallstufe betrug annähernd dreihundert Meter. Da die vorhandene Wassermenge ausreichend war, eine große Anzahl Sekundenkubikmeter abzugeben, konnten Millionen Kilowatt erzielt werden.

Ich will vorwegnehmen, daß das Projekt nicht verwirklicht wurde, weil sich ergab, daß für die gewonnene Energie keine aussichtsreiche Verwendung gegeben war. Es gab keine beachtenswerten Bodenschätze, die lohnend zu verarbeiten gewesen wären. Das Land ist arm; überall fand sich nur grauweißer Kalkstein, der auf stundenlangen Strecken nackt zutage lag. Die spärliche Bevölkerung ringt der Erde auf oft nur zimmergroßen Feldern ab, was sie für ihr karges Leben braucht. Ein wenig Tabakbau, der allerdings erlesene Produkte liefert, und Fischfang sind die einzigen Einnahmequellen der armen Leute.

Trotz der geringen Aussicht auf Verwirklichung des Projektes nahmen wir die Arbeit dennoch auf. Zuerst vermaßen wir bei Neum, um die richtige Trasse für den Tunnel zu finden. Mister Stuart und ich waren fast den ganzen Tag unterwegs. Miß Ethel schwamm und segelte in dem unvergleichlich schönen Meer. Auch fuhr sie mit ihrem kleinen Auto im Land umher und plauderte mit den Leuten, deren geringen Wortschatz sie sich in kurzer Zeit aneignete.

Sie besaß aber auch große hausfrauliche Talente und verstand es, uns den Aufenthalt in dieser Einöde wirklich angenehm zu machen. Der Bibelspruch, daß es nicht

gut sei, wenn der Mensch allein bleibt, erschien mir mit jedem Tage berechtigter, und schließlich — warum soll ich es leugnen? — ich hatte Ethel lieben gelernt.

Ob mein Gefühl erwidert wurde, konnte ich lange nicht ergründen. Miß Ethel benahm sich immer gleich liebenswürdig und war ein guter Kamerad. Es schien mir aber, als ob ebensogut irgend ein anderer als ich neben ihr hätte hergehen können. Das band mir die Zunge.

Unsere Arbeiten in Neum waren bald zu Ende, und wir verlegten unseren Wohnsitz weiter ins Land hinein, um die Wasserverhältnisse eingehend zu prüfen.

Wir suchten und fanden in einem türkischen Dorf am oberen Ende des Feldes einige kleine Häuser, in denen wir uns einrichteten. Das Haus, das Mister Stuart und seine Tochter bewohnten, gehörte einem uralten Türken Begmat-Beg. Er trug den grünen Turban der Mekkapilger und war daher bei der Bevölkerung des kleinen Dorfes besonders angesehen.

Meist saß er vor seiner Türe in der Sonne und ließ die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Abends aber gab es immer eine große Versammlung vor dem Hause. Dann nahm der Alte seine Guzla, ein Streichinstrument, in die Hand und sang die alten Lieder von König Marko oder erzählte Geschichten aus den Urzeiten des Landes.

Miß Ethel war immer dabei. Sie verstand sehr wohl, was der Alte vortrug; mir blieben seine Worte ein versiegeltes Buch.

Ich habe kein Sprachentalent und wundere mich manchmal, daß ich Englisch gelernt habe. So war es denn ein mäßiger Genuß für mich, zuzuhören oder die Gesichter all der nicht besonders reinlichen Leute anzu-

sehen, die um den Rhapsoden herumsaßen. Langsam fing ich an, mich über den Alten zu ärgern, der mir allabendlich die Gesellschaft Ethels entzog.

Ethel zeichnete den Beg überhaupt in jeder Weise aus. Sie kochte ihm Kaffee, den er leidenschaftlich gern trank, und brachte ihm von unseren Speisen, die er aber nur dann aß, wenn Ethel ihm versicherte, daß ihre Zubereitung nicht gegen die Vorschriften seiner Religion verstieße.

Unsere Arbeiten im Popenfeld gingen unterdes weiter. Sie waren außerordentlich interessant. Das Popenfeld ist ein intermittierender See, der sich im April verliert und den Einwohnern die Möglichkeit gibt, den Boden des Sees zu bebauen und zu ernten. Im Spätherbst füllt er sich wieder und erhält seinen höchsten Wasserstand erst im tiefen Winter.

Unsere Aufgabe bestand nun darin, den tiefsten Wasserstand, der ungefähr in einem halben Jahr eintreten sollte, zu ermitteln und die tägliche Abnahme zu messen. Jeden Tag zur gleichen Stunde erfolgte daher die Abmessung an einem von uns errichteten Pegel. Mister Stuart und ich teilten uns in diese Arbeit. Immer aber fuhr Ethel mit, die als leidenschaftliche Automobilistin es sich nicht nehmen ließ, den kleinen Wagen selber zu lenken.

Als wir eines Mittags vom See zurückfuhren, lief knapp vor unserem Haus ein kleiner Türkenbub quer über unsere Bahn. Ethel riß den Wagen zur Seite und vermied zwar den Zusammenstoß mit dem Jungen, streifte aber Begmat-Beg mit dem Hinterrad, und dadurch fiel er um.

Im Nu waren wir aus dem Wagen und hoben den Gefallenen auf. Er schien nicht verletzt, doch klagte er über Schmerzen in der Seite. Ich trug den Alten ins

Haus und legte ihn auf mein Bett, dann fuhr ich auf Ethels Bitte zum Arzt.

Der nächste größere Ort hieß Ljubuski, er lag etwa zwanzig Meilen von unserem Ort entfernt. Der Doktor war eben von einer großen Überlandtour zurückgekehrt, kam aber doch gleich mit, als er hörte, für wen seine Hilfe gebraucht wurde. Der Mann, der früher Schiffsarzt war und leidlich Englisch sprach, fragte mich, als wir im Wagen saßen: ‚Wissen Sie auch, daß Begmat-Beg ein berühmter Mann ist? — Er soll der Letzte eines einst berühmten Geschlechtes sein.‘

Ich gestand meine Unwissenheit, und mein Begleiter erzählte: ‚Begmat-Beg gilt allgemein als der letzte unmittelbare Sproß der Bogumilen, eines Königsgeschlechtes, das einst über einen großen Teil des Balkans herrschte. Welche Zeit den höchsten Glanz des Geschlechtes gesehen hat, ist nicht genau zu bestimmen. Es wird aber angenommen, daß sie mit dem oströmischen Reiche der ersten Christenzeit zusammenfiel. Von der Geschichte des Geschlechts sind nur Bruchstücke vorhanden, da der vordringende Islam fast jede sichere Überlieferung an frühere Zeiten auslöschte. Bei Ihren Arbeiten wird Ihnen vielleicht aufgefallen sein, daß im Lande verstreut überall anscheinende Grabmäler zu finden sind, die man Bogumilengräber nennt. Ich habe einige dieser Denkmäler untersucht und gefunden, daß sie keine Gräber sind, sondern Monolithe oder aus dem Stein herausgearbeitete sarkophagähnliche Gebilde, die primitiv, aber sauber gearbeitete Reliefe von Reitern und Kampfszenen, Schlangen, Waffen, immer aber auch das Kreuzzeichen tragen. Der Zweck dieser Denkmäler ist noch nicht ergründet und wird es auch wohl nie werden, weil jeder Anhalt fehlt. Auch der Beg wird nicht viel mehr von ihnen wissen. Die

Lieder und Märchen, die er vorträgt, sind die gleichen, die seit Jahrhunderten im Land gesungen und erzählt werden. Schade, daß eine alte Kultur so spurlos verschwinden kann.'

Wir waren indes zu Hause angelangt. Der Arzt untersuchte den Beg sorgfältig und sagte: ‚Ich kann keine Verletzung finden, möglich, daß er irgend eine innere Quetschung davongetragen hat, das muß abgewartet werden.'

Er versprach, am nächsten Tag wiederzukommen, und empfahl beste Pflege, schon mit Rücksicht auf das Alter des Mannes.

Daran ließ Ethel es nicht fehlen. Sie trat dem Kranken ihr eigenes Zimmer ab und blieb fast Tag und Nacht bei ihm. Mister Stuart und ich mußten den Wagen allein steuern, wenn wir zum See fuhren. Alle Sorgfalt nützte aber nichts, der Körper des Alten war nicht mehr widerstandsfähig genug, und eines Morgens kam Ethel mit der Nachricht, der Beg sei gestorben.

Da sahen wir erst, welches Ansehen der Mann genossen hatte. Die Nachricht von seinem Ableben verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und aus allen Dörfern, oft von weither, kamen Leute, um ihm die letzte Ehre zu geben. Klageweiber kamen ins Haus und beweinten mit schrillen Schreien seinen Tod. Der Imam hatte noch zwei Amtskollegen geholt, die, mit ihm betend, in der kleinen Dorfmoschee auf den Knien lagen.

Als Begmat-Beg begraben war und wieder Ruhe in dem kleinen Dörfchen einzog, nahmen wir unsere Arbeiten wieder auf.

Ethel war mit mir zum See gefahren, und als ich mit meinen Messungen fertig war und zu ihr trat, blieb sie am Uferrand sitzen.

Ich benützte die Gelegenheit, um ihr die Geschichte zu

erzählen, die mir der Alte mitgeteilt hatte, und war erstaunt, als sie sagte: ‚Oh, ich weiß. Begmat-Beg hat mir alles erzählt in seiner letzten Nacht. Er war der Letzte der Bogumilen und hat mir auch ein Vermächtnis übertragen, das ich ausführen werde.‘

Eine Weile sah sie still vor sich hin, und ich wartete, was noch kommen würde. Endlich fuhr sie fort: ‚Charles, Sie müssen ernst nehmen, was ich Ihnen sagte. Der alte Beg gab mir vor seinem Tode einen Plan, mit dem ich den Schatz der Bogumilen finden soll.‘

Trotz meiner Versicherung, ernst zu bleiben, mußte ich lachen.

‚Aber Miß Ethel! Den Schatz hat doch gewiß schon ein anderer geholt. Wenn er noch vorhanden war, warum hob ihn dann der Beg nicht selbst? Mit Reichtümern war er doch sicher nicht gesegnet.‘

‚Ich hätte mir denken können, daß Sie nur Spott dafür haben. Und ich hatte mir ausgedacht, daß Sie mir helfen sollen. Damit ist es aber nichts, wie ich sehe.‘

Trotzig starrte sie ins Wasser hinunter und sah dabei so verführerisch und lieblich aus, daß ich es ihr am liebsten gesagt hätte. Ich redete ihr lange zu, weiterzuerzählen. Erst wollte sie nicht, dann ließ sie mich schwören, von jetzt an ernst, aber auch wirklich ernst zu bleiben. Dann sprach sie weiter: ‚Hören Sie aufmerksam zu, Charles. Als der Alte fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, nahm er mich bei der Hand, nannte mich sein Töchterchen und dankte mir für alles, was ich für ihn getan hatte. Dann fragte er mich, ob ich Christin sei. Als ich bejahte, griff er nach seinem Turbantuch, das er die ganze Zeit nicht aus der Hand gegeben hatte, wickelte ein Stück Pergament heraus und übergab es mir. Dann erzählte er von seinen Ahnen, den Bogumilen, die einst ein großes,



Ein Eingeborener aus Java bringt auf einem Traggestell die eben geernteten Ananasfrüchte auf den Markt. Scherl.



Die frische „Milch“ der Kokosnüsse ist ebenso beliebt wie der weiße süße Kern dieser mehr als kopfgroßen Früchte. Scherl.

mächtiges Geschlecht gewesen wären, vom Christenglauben aber abfielen, als der Islam ins Land kam. Nach der Überlieferung sollte der Schatz nur von einem Christenmädchen gehoben werden, das noch keinem Manne gehörte, und auch dann erst, wenn der Letzte des Geschlechts aus dem Leben geschieden sei. Der Beg war nun der Letzte, mit ihm starben die Bogumilen aus, und er betrachtete es als gütige Fügung des Himmels, daß das Schicksal mich ihm in den Weg geführt hatte.

Ich fragte ihn, warum er nicht Christ geworden sei. Müde lächelnd gab er mir zur Antwort, was er wohl im Himmel der Christen zu suchen hätte, wo alle jene, die er kannte und die ihm lieb geworden waren, im Paradiese Mohammeds wären.

Als ich schwieg, fuhr er leise fort, vom Schatz zu erzählen.

‚Allah hat dich mir gesendet, meine Taube. Vielleicht war es auch dein Gott, ich weiß es nicht. Vom Vater auf den Sohn, durch eine lange Reihe von Geschlechtern hat sich der Befehl erhalten, daß der Letzte Sorge tragen soll, daß der Schatz nicht verlorengehe. Wenn der See am tiefsten steht, erscheint bei der dritten Höhle von Ost gerechnet ein roter Stein. Dann ist es Zeit, in die Höhle einzutreten. Du mußt ins Wasser steigen, es reicht dir nicht weiter als bis zu den Knien. Nimm Lichter mit, der Weg ist dunkel. Du findest einen Gang, der aufwärts führt. Nach dreiunddreißig Schritten kommst du in eine Kammer, in der ein Grabmal steht. Hebe den Deckel, es geht ganz leicht. In der Höhlung liegt der Schatz. Bedenke aber, daß du nur zwei Tage Zeit hast, die Kammer zu betreten. Wenn das Wasser wieder steigt, dann wäre dir der Rückweg verschlossen, und du bliebst für ewig mit dem Schatz begraben. Niemand wird dich finden, nie-

mand kann dich befreien. Der Berg ist stumm. Allah führe dich den rechten Weg!‘“

Ethel hatte ein Stück alten Pergaments aus der Tasche gezogen und hielt es mir hin. Es war eine rohe Skizze des Sees, an dem wir saßen. Der Ort, an dem der rote Stein sein sollte, war genau bezeichnet. Ich hielt das Ganze für Unsinn, weil das Gebirge, soweit ich es kannte, grau war und ich nie einen anderen Stein gefunden hatte als Kalk.

Ich sagte es Ethel und fügte bei: ‚Warum ist er nicht selber hineingekrochen, wenn er alles so genau wußte? Es ist nicht Spott, wenn ich die Bemerkung wiederhole. Daß er aber den Weg so genau beschreibt, ohne ihn je gegangen zu sein, erscheint mir unglaubwürdig. Es werden wohl Phantasien eines Kranken gewesen sein, vermischt mit alten Erinnerungen an Legenden und Märchen.‘

Ethel blieb eigensinnig bei ihrem Glauben.

‚Es ist mir nicht um den Schatz zu tun, weil ich glaube, große Reichtümer zu finden. Sie müssen aber doch zugeben, Charles, daß ein Land, das von so viel verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, von so vielen Königen beherrscht wurde, Geheimnisse birgt, wie kaum ein anderes in Europa. Denken Sie, wenn es uns gelänge, mit dem Funde Licht in einen Teil der Geschichte zu bringen, der als verloren gilt. Reizt es Sie nicht, den Historikern Material zu liefern, das bisher unbekannt war?‘

Ich bekannte, daß mir daran wenig läge. Ethel ärgerte sich zwar über diese Bemerkung, sprach aber doch weiter.

‚Charles, wenn der See fällt und der rote Stein bei der dritten Höhle sichtbar wird, werden Sie mir dann helfen? — Ich gehe sonst bestimmt allein.‘



Sie streckte mir die Hand hin, in die ich einschlug, wiewohl ich glaubte, daß es nie dazu kommen würde.

Tagelang sprachen wir nicht mehr über den letzten Wunsch des Alten, und ich glaubte schon, daß sie alles vergessen habe. Nun, ein amerikanisches Mädchen vergißt nie das auszuführen, was es sich einmal vorgenommen hat.

Das Wasser stieg und erreichte den Höchststand; dann fiel es wieder. Gegen Ende April waren wir wieder zu den Messungen hinausgefahren und standen am Ufer, als Ethel jäh nach meinem Arm griff.

‚Charles, der rote Stein?‘

Sie hatte nicht vergessen.

Ich nahm das Boot und fuhr zur Felswand hinüber. Da war wirklich ein großer roter Granitblock mitten in den Stein eingebettet. Noch lag er einen halben Meter unter der Wasserfläche, die Höhlung schien aber kein Wasser mehr einzusaugen.

‚Morgen übernehmen Sie Vaters Dienst, und wir dringen in das Loch ein. Alles, was nötig ist, besorge ich. Vater dürfen Sie aber nichts sagen. Wenn der Weg wirklich so kurz ist, wie der Beg angab, dann sind wir bald wieder heraus und können ihn mit unserem Fund überraschen.‘

Wieder versuchte ich, ihr das Unternehmen auszureden, sah aber bald ein, daß es zwecklos war, und gab schließlich nach.

Der alte Stuart war wohl etwas erstaunt, als ich ihm meldete, daß ich am nächsten Tag seinen Dienst übernehmen wolle, willigte aber ein.

Am anderen Mittag fuhren wir wieder hinaus. Ethel hatte zwei Gummihauben mitgenommen, die ganz vollgestopft waren. Sie trug hohe Reitstiefel und war sehr unternehmungslustig.

Der Tag gefiel mir nicht sonderlich, weil ein Gewitter in der Luft lag. Gewitter in diesem Lande verlaufen meist tropisch und sind oft katastrophal, vergehen aber auch in der Regel ebenso rasch, wie sie entstanden sind.

Als ich meine Messungen vorgenommen hatte, fuhren wir im Boot zu dem roten Stein hinüber. Dort stiegen wir ins Wasser, das uns tatsächlich nur bis zum Knie ging. Auch der Gang war da, der, anfangs schlüpfrig, später trocken, steil aufwärts führte.

Nach dreiunddreißig Schritten erreichten wir die Kammer. Der Alte hatte die Wahrheit gesprochen.

In dem kleinen Raum, der so nieder war, daß ich nicht aufrecht stehen konnte, stand ein riesiger Sarkophag, von zwei Platten bedeckt, die in der Mitte zusammenstießen. Die Kanten waren noch ziemlich scharf, was mir auffiel, weil Kalkstein im Wasser leicht zerfällt. Ich schloß daraus, das Wasser des Sees stiege gar nicht bis zu dieser Höhe.

Ethel hatte ihre beiden Gummihauben auf die Platte gelegt und packte aus. Die eine enthielt Batterien für unsere Taschenlampen, die andere war mit Proviant gefüllt. Lachend sagte sie: ‚Ich nahm den ganzen Vorrat mit, weil ich nicht wußte, ob nicht eine oder die andere Batterie naß würde; dann wären wir im Finstern gesessen. Und das da' — sie deutete auf die Sandwiches — ‚soll für Sie und mich ein Festmahl werden, wenn wir den Schatz gehoben haben.'

Wir gingen gleich an die Arbeit. Die eine Plattenhälfte ließ sich, wenn auch schwer, zur Seite schieben. Ethel wäre allein nicht damit zustandegekommen.

Was wir sahen, mochte wohl vor Jahrhunderten ein Schatz gewesen sein; jetzt waren es nur noch Stücke zerfallener Gewänder, ein paar Waffen, vom Rost zer-

fressen; ein kurzes, breites Schwert mit Kreuzgriff, wie es die Römer trugen, schien darunter noch am besten erhalten. Zwei Schlachtbeile, ein paar Armringe und eine Menge Pergamentrollen, die bei der geringsten Berührung zu Staub zerfielen, waren der Rest. So vorsichtig wir die Rollen auch behandelten, so brachten wir doch nicht eine unversehrt aus der Höhlung heraus.

Eigentlich fühlten wir uns enttäuscht. Wenn das alles war, dann hatte das Abenteuer nicht den Zweck erfüllt, Licht in die Geschichte der Bogumilen zu bringen. Die Reste, die der Zerstörung widerstanden hatten, waren jedenfalls kaum geeignet, Geschichtsforschern wertvolle Anhaltspunkte zu bieten.

Ethel war noch nicht zufrieden. Immer wieder wühlte sie in dem Moder herum, der die Steingrube füllte, und brachte schließlich noch einen Reifen heraus, der, mit einigen wenigen Steinen geschmückt, wohl so etwas wie eine Krone vorstellen konnte. Seufzend gab sie das Suchen auf.

‚Nun die zweite Platte!‘ rief sie. ‚Vielleicht finden wir dort mehr.‘

Wir mühten uns wohl länger als eine Stunde; sie wich jedoch nicht von der Stelle.

‚Es wird nichts darunter verborgen sein, Miß Ethel. Ich glaube, der ganze Block hat überhaupt nur das eine Loch. Sehen Sie, es ist aus dem Stein herausgemeißelt. Wahrscheinlich war es groß genug, den Schatz zu fassen, darum haben sie sich den Rest der Arbeit geschenkt.‘

Ethel war der gleichen Meinung, und wir beschlossen, uns nicht mehr zu mühen.

‚Nun können wir wieder gehen,‘ meinte ich.

‚Nein, vorerst das Festmahl. Ich habe doch die Sachen nicht vom Dorf bis hierher geschleppt, um sie liegen zu lassen.‘

Vergnügt setzten wir uns auf die Platte und aßen die Sandwiches auf.

Ethel hatte Durst bekommen. Ich drehte eine kleine Tüte aus Papier und schritt den Gang zurück. Mechanisch zählte ich die Schritte, schon beim achtzehnten trat ich in Wasser. Vor Schreck wäre mir beinahe die Lampe entfallen.

Der tiefste Stand konnte noch nicht überschritten sein. Meine Uhr zeigte, daß, seit wir die Höhle betreten hatten, erst drei Stunden vergangen waren.

Das heraufziehende Gewitter fiel mir ein. Ich hatte zwar keinen Donner gehört, aber es lagen immerhin zwanzig Fuß Stein zwischen uns und der Außenwelt.

Ich ging zurück und teilte Ethel meine Beobachtung mit. Auch sie erschrak, lachte aber gleich wieder.

‚Das macht doch nichts, Charles, schlimmstenfalls tauchen wir und schwimmen dann hinaus. Die fünfzehn Schritt werden wir noch bewältigen. Begmat-Beg sprach doch von zwei Tagen. Wo alles stimmte, was er angab, wird auch das richtig sein.‘

Sie setzte sich ruhig neben mich auf die Steinplatte, plauderte noch eine Weile und schlief dann ein. Auch ich wurde schläfrig, der Geruch, der den alten Stoffen entströmte, wirkte betäubend.

Ein Schrei ließ mich auffahren. Anfangs wußte ich nicht, wo ich war, dann sah ich Ethel, die Höhle, den Sarkophag. Ethel stand hochaufgerichtet und deutete auf die Wand.

‚Charles, um Gottes willen, wir sind eingeschlossen!‘

Ich brauchte eine Weile, um zu fassen, was sie meinte. Es war so, wie sie sagte. Der Gang, durch den wir in die Höhle kamen, war verschlossen.

Eine Steinplatte hatte sich vorgeschoben. Irgend ein

teuflisch ersonnener Mechanismus bewirkte, daß das steigende Wasser die Bodenplatte hob und in die Öffnung preßte.

Minutenlang sahen wir uns mit bleichen Gesichtern an. Mir lief es kalt über den Rücken. In diesem Augenblicke lernte ich, was Grauen heißt. Da rief Ethel: ‚Ich ahnte, daß das Schicksal sich nicht betrügen läßt, Charlie. Der Alte hat gesagt, nur ein Christenmädchen, das noch keinen Mann liebt, vermag den Schatz zu heben, und ich habe dich doch schon so lange lieb. Nun habe ich dich mit ins Unglück gerissen; wir müssen beide in dieser Gruft sterben. Vater nicht mehr sehen, nicht mehr die Sonne! Es ist schrecklich!‘

Krampfhaft zitternd klammerte sie sich an mich und schluchzte herzbrechend. Ich hob sie auf und trug sie zum Sarkophag. Langsam beruhigte sie sich, indes ich angestrengt nachdachte.

Endlich stand ich auf und versuchte den Stein zurückzudrücken, der den Gang verschloß. Er rührte sich nicht. Auch Wasser drang nicht ein, so war uns auch dieses abgeschnitten.

Bedenklicher als der drohende Wassermangel stimmte mich die Überlegung, wie lange wohl die Luft in der kleinen Kammer für uns beide zum Atmen reichen könne. Ich rechnete aus, daß wir noch ungefähr sieben Stunden leben konnten, und sah nach der Uhr.

Sie zeigte die fünfte Stunde. Gedankenlos zog ich sie auf. Da erinnerte ich mich. Um drei Uhr hatte ich sie doch gleichfalls bis zu Ende aufgezogen. Aufmerksam zählte ich die Umdrehungen; nach der Zahl derselben mußte es mindestens fünf Uhr morgens, wenn nicht schon abends sein. Wir waren also schon achtzehn, wenn nicht gar dreißig Stunden in der Höhle.

Ich sprach mit Ethel darüber. Sie weinte nicht mehr und hörte aufmerksam zu.

‚Dann kommt von irgendwo Luft herein.‘

Das schien mir auch richtig zu sein. Systematisch durchsuchten wir den Raum. Überall nur Fels und keine Spur einer Öffnung.

Gedrückt setzten wir uns wieder auf den Stein. Jetzt brannte nur noch eine Lampe, die ich an das andere Ende des Steins gestellt hatte. Die andere hatte ich gelöscht, um zu sparen. Wenn wir schon sterben mußten, sollte es bei Licht geschehen. Im Dunkel erschien mir der Tod noch grauenhafter.

In Gedanken versunken, zündete ich mir eine Zigarette an.

Ethel saß neben mir. Sie hatte meine Hand gefaßt und starrte in das Lichtpünktchen der Lampe, die schwach den Raum erhellte. Auf einmal richtete sie sich auf.

‚Charlie, gib mir die Zigarette!‘

Sie blies den Rauch gegen das Licht. Als er über der Grube hinzog, in der der Schatz gelegen hatte, stieg er steil zur Decke empor.

‚Da, da! Sieh, Charlie! Hier kommt Luft herein!‘ schrie Ethel erregt.

Auch ich sprang auf und beobachtete Ethels wiederholten Versuch.

‚Zünde die zweite Lampe an!‘

Ethel sprang in das Loch und begann den Moder herauszuwerfen, sie wollte auf den Boden kommen.

Als aller Moder fortgeschafft war, sahen wir am unteren Ende der Zwischenwand, die den Sarkophag teilte, einen schmalen Spalt. Ethel bückte sich, um mit der Lampe den Spalt, dem tatsächlich Luft entwich, näher zu untersuchen. Sie lehnte sich dabei an die

Zwischenwand, und der Spalt vergrößerte sich. Ein Strom kalter Luft drang durch die Öffnung.

‚Charlie, wenn das die Rettung wäre?‘

Ethel hatte das Loch wieder verlassen und hing an meinem Hals.

Sie können sich meine Gefühle denken. Hier das Mädchen, das ich liebte, den sicheren Tod vor Augen mit zwanzig Fuß Fels zwischen uns und der Sonne, der Rückweg abgeschlossen, der einzige Mensch, der aussagen konnte, wo wir waren, tot, und auf einmal die unerwartete Möglichkeit, dem entsetzlichen Ort lebend zu entrinnen. Ich konnte nicht sprechen, streichelte immer nur Ethels Haar, fast glaubte ich noch nicht an Rettung.

Nun kroch ich in das Loch hinein und versuchte die Platte zur Seite zu drücken. Es gelang! Der Stein unter dem festen Deckel des Sarkophages war ausgehöhlt. Vorsichtig ließ ich mich in die Öffnung hinab und fand einen Gang, der unter dem Boden der Kammer steil aufwärts führte. Er war nieder und offenbar von Menschenhänden bearbeitet.

Ich wandte mich zurück und schilderte Ethel meine Entdeckung. Sie packte zusammen, was des Mitnehmens wert schien. Das Schwert, die Krone, Armringe und Schlachtbeile, auch ein paar plumpe Fingerringe, die wir beim Reinigen des Loches noch gefunden hatten. Ethel war wieder heiter und so zuversichtlich, daß ich sie gewähren ließ.

Sie schlüpfte zuerst in den Gang; ich arbeitete mich ihr nach. Er war unendlich lang und steil und manchmal so eng, daß ich mich kaum durchpressen konnte.

Wie lange der Weg gedauert hatte, dafür verlor ich die Schätzung. Endlich erreichten wir eine kleine Höhle mit ebenem Boden. Wieder war da ein Stein, der sie

verschloß; er saß aber nicht fest wie die anderen, und etwas Licht schimmerte seitlich durch die Ritzen.

Mit Aufbietung aller Kraft gelang es mir, die lose angelehnte Platte so weit zur Seite zu drücken, daß ein Spalt frei wurde, durch den wir uns durchpressen konnten.

Wir waren frei!

Hoch oben in den Felsen endete unser Weg. Vor uns lag das ganze Popenfeld. Der Tag neigte sich dem Ende zu.

Ethel hatte sich an mich gelehnt, und wir sahen beide in die sinkende Sonne, die wir nicht mehr zu schauen gehofft hatten.

Dann reichte sie mir die Hand und sagte: ‚Für immer, Charlie!‘

Ich nahm ihren Kopf in beide Hände und erschrak. Ein breiter weißer Streif zog sich durch ihr braunes Haar. Die Aufregungen der letzten Stunden hatten es gebleicht. Und trotzdem war sie so tapfer gewesen.

Dann suchten wir den Heimweg.

Stundenlang mußten wir gehen, um vom Berge herunterzukommen. Es war tiefe Nacht, als wir das Dorf erreichten.

Sonst war es still, wenn die Sonne sank, heute aber waren alle Leute vor den Häusern oder standen auf dem winzigen Platz, der vor der Moschee lag.

Ein kleines Türkenmädchen erblickte uns zuerst. Schreiend lief sie vor uns her, und als wir das Haus erreichten, folgten uns beinahe alle Einwohner.

Der alte Mister Stuart war vor das Haus gestürzt und zog uns hinein. Schmutzig und zerrissen, wie wir waren, mußten wir ihm Rede stehen. Man hatte das Auto gefunden und den treibenden Kahn, und so war die Mei-

nung entstanden, wir wären ertrunken. Der ganze See war mit Stangen abgesucht worden. Am nächsten Tag sollte Militär die Nachforschungen fortsetzen.

Mister Stuart machte mir Vorwürfe, daß ich so leicht auf den Wunsch Ethels eingegangen war.

‚Du darfst ihm nichts sagen, Pa. Was wäre geschehen, wenn er nicht mitgegangen wäre? — Und auch so, Pa, wirst du mich verlieren. Ich habe mich ihm geschenkt, damit wirst du wohl zufrieden sein.‘

Mister Stuart reichte mir die Hand.

‚Hüten Sie das Kleinod gut, das Ihnen die Erde ließ.‘

Mehr sagte er nicht.

So wurde Ethel meine Frau. Zwei der Ringe, die wir gefunden hatten, wurden unsere Trauringe.“

Mr. Dunnan zeigte seine Hand. Es war ein schwerer, plumper Goldreif mit einer Platte, die den Spruch „Für immer!“ trug.

„Und das ist die Geschichte der weißen Locke meiner Frau, des Bogumilenschatzes und des viel größeren, den ich gefunden hatte und um alle Schätze der Welt nicht tauschen würde.“

Stumm drückten wir Mr. Dunnan die Hand und gingen zu den Damen.

Rätsel

Wo du auch gehst auf deinem Lebenswege,
allüberall triffst du als Hemmnis mich;
im Wandern, Schauen, Schaffen, Wollen, Streben,
in Wunsch und Hoffnung selbst beeng' ich dich.
Doch nimmst du mir ein „e“ am Ende nur,
bin ich sogleich dir untergeben,
bemüht, zu schirmen, was an Hab' und Gut
du mir vertraut, es für dich aufzuheben.
Ob reich und groß, ob schlicht und klein,
ich werde dir ein treuer Diener sein.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Das Spiel mit dem Feuer

Roman von Horst Bodemer (Fortsetzung)

In Fritzlar begann am frühen Morgen der Pferdemarkt. Auf der „Allee", einer mehrere hundert Meter langen, breiten, von Kastanien bestandenen Straße, knallten Peitschen, trabten Pferde von Händlern geführt hin und her. Hunderte von Pferden standen an dem Holzgeländer angebunden, das die Allee von dem mit Linden bestandenen Platz, der bis zur Stadtmauer reicht, trennt. Unter den Linden drehten sich Karusselle; Bierzelte, Stände mit Tand, Glücksbuden waren aufgeschlagen. Verkaufsstände mit Wagen, landwirtschaftlichen Maschinen und anderen Geräten fehlten nicht. Am äußersten Ende, dem „Ring", wurden die Pferde aus dem Landkreis Sachverständigen vorgeführt. Die Besitzer der schönsten Pferde durften auf Geldprämien hoffen. Viele Tiere von schwerem Schlag wurden gezeigt; schnittiges, edles Warmblut fand sich nur vereinzelt. Männer standen beieinander, musterten die Pferde, kritisierten, kauften, verkauften oder tauschten.

Unten am Fluß, an der Edder, befand sich der Wagenpark der Zigeuner. Viele Hunderte waren da. Die Männer hatten ihre Pferde zur Stadt gebracht. Die Kerle verstanden es, die Pferde vorzuführen. Schnippen mit der Peitsche, mahnende Zurufe — und sie gingen, liefen oder tänzelten, wie die Zigeuner es wünschten.

Frauen und Kinder waren am Fluß geblieben und kochten für die Horde. Jeden bettelten sie an, der in ihre Nähe kam.

Lutz Helmboldt, der in Kassel die Nacht verbracht hatte, war am frühen Morgen im Kraftwagen nach Fritzlar gefahren. Naumann hatte das Auto im Gasthof „Zur Kaiserpfalz" untergestellt und sah sich nun auch das Treiben an. Ein paarmal begegnete er seinem Herrn, der die Pferde kaum ansah. Er schob sich durch die Menge und suchte offenbar jemand. Endlich blieb er stehen und überlegte. Wo Zigeuner sind, müssen auch ihre Wagen nicht weit sein. Nachdem er gefragt hatte, gab man ihm Auskunft. Dann ging er durch das Städtchen, hinab zum Fluß. Vom Bahnhof wälzte sich eine Menschenmenge zur Allee hinauf; ein Zug war kurz vorher eingelaufen. Unten, an der Brücke, standen die Wagen der Zigeuner. Kaum war er näher gekommen, da umringten ihn in Lumpen gehüllte, schwarzhaarige Kinder, die bettelten. Er zeigte ihnen ein blankes Markstück.

„Hier ist eine, die heißt Malta oder so ähnlich. Zeigt mir sie, dann sollt ihr das Geld haben."

Zigeuner sind mißtrauisch; aber das Geld lockte. Was wollte der feine Herr? — War er einer vom Gericht? — Eines der Kinder schrie: „Makla!"

Größere Jungen trieben den rufenden Knirps mit Faustschlägen davon.

Lutz lief hinter ihm her, hielt ihn fest und gab ihm das Markstück. Nun kannte er doch den Namen.

„Führ' mich zu Makla! Ich tu' euch nichts!"

Frauen liefen herbei. Man musterte den Fremden, drängte sich näher heran. Sie wußten nicht recht, was von ihm zu halten sei. Manche schauten ihn prüfend, zweifelnd und viele feindselig an. Er hob die Hand.

„Ich möchte mit einer Frau sprechen, die Makla heißt. Sie hat mir neulich hier in der Nähe geweissagt, aber sie wurde nicht fertig damit. Ich zahle gut."

Die Zigeunerinnen sahen sich unschlüssig an. Wenn er sonst nichts wollte, warum sollte man ihn dann nicht zu Makla führen? — Wäre er vom Gericht gewesen, stünde er kaum allein da. So ein feiner Mann schickte einen Landjäger.

Eine schmutzige Hand streckte sich ihm entgegen.

„Drei Mark! Dann führ' ich Sie zu Makla."

„Ich auch! ... Ich auch!" schrien die Weiber durcheinander. Ein Dutzend Hände hoben sie ihm vors Gesicht. Er gab der Frau, die sich ihm zuerst angeboten, ihn zu Makla zu führen, drei Mark, hielt sie am Arm fest und drängte sich mit ihr durch die Masse.

Makla saß vor einem Wagen, ein Kind an der Brust. Sie erkannte ihn wieder, lachte, legte den Säugling in einen Korb und kreischte Weiber und Kinder an.

Lutz trat mit Makla unter einen Baum.

„Hab' ich gleich gesagt, kommt wieder der Herr! Ich bin die beste Weissagerin von allen. Es ist gegeben vom Himmel! Herr, es war richtig, was ich gesagt. Oh, ich weiß es noch. Enttäuschung wartet. Sie ist da, ich sehe es Ihnen an, brauch' Hand nicht dazu. Schlimme Enttäuschung nicht wahr?"

„Nein! Stimmte nur so ungefähr."

„Dann kommt es noch! ... Was zahlen, wenn Makla weiter weissagt aus Hand?"

„Fünf Mark."

Verächtlich lächelte die Zigeunerin.

„Kein Geld für Makla! Gehen der Herr zu einer anderen. Mein Kind schreit."

Zwanzig Mark mußte Lutz opfern. Im Augenblick war der Schein im Brustlatz der Zigeunerin verschwunden. Dann faßte sie nach seiner Hand, sah die innere Fläche lange an, schüttelte den Kopf und ließ sich die linke Hand reichen.

„Ah, hier ist es! Soll ich sagen, was in diese Hand steht? — Kostet dreißig Mark!"

Er bot ihr noch zwanzig.

„Soll ich sagen alles?"

„Ja. Aber ich gebe keinen Pfennig mehr."

„Oh, Zigeuner haben Ehre im Leib! Ist abgeschlossen mit zwanzig. ... Herr, die Enttäuschung ist noch nicht zu Ende. Weinen werden Sie — weinen."

„Das werde ich wohl kaum tun."

„Herz wird Krampf bekommen. Liebeskrampf. — Haben Sie noch Mutter? — Ich glaube. Oder Tante, oder sonst weibliches Wesen?"

„Meine Mutter lebt noch!"

„Also wahrscheinlich Mutter. Wird nichts wissen wollen von Liebe. Wird groß sein — und so voller Schmerzen. Mutter wird versuchen, Liebesglück zu zerstören."

„Wird es gelingen?"

„Steht nicht in Hand! Ich kann sagen weiter nichts."

Alles Zureden, auch ein weiteres Geldangebot, half nichts. Die Zigeunerin beteuerte immer wieder, mehr könne sie nicht prophezeien. Sie wolle ihm auch heute nicht Kräuter verkaufen, die man auf dem Herzen tragen müsse, damit es stark werde; es sei noch zu früh.

Ärgerlich ging er über den Hang hinauf zur Stadt.

Mit dem Tod des alten Prokuristen hatte Frau Helmboldt viel verloren. Seit der schweren und langen Krankheit ihres Mannes war er ihr Berater gewesen. Nie hatte er sich aufgedrängt, wenn er aber um seine Meinung gefragt worden war, vertrat er seinen Standpunkt beharrlich. Nachdem er die Fabrik mit gutem Erfolg durch die Inflationszeiten geführt, war das Vertrauen Frau Helmboldts zu Rosten in allem unerschütterlich geworden.

Der Sohn und einzige Erbe bereitete ihr Sorge. Auch Rosten war mit dem Chef der Fabrik, der er seine Lebensarbeit gewidmet, nicht immer zufrieden, und Lutz hatte nie geahnt, wie aufmerksam der väterliche Freund ihn beobachtete. Ganz aus ihm klug zu werden, war Rosten nie gelungen, und es war auch nicht leicht, weil der junge Mensch sich oft von Stimmungen treiben und beherrschen ließ; allerdings meist nur kurze Zeit. Dann saß er wieder ruhig im Büro und arbeitete emsig. Beharrlich aber war er nur in seiner Jagdleidenschaft und seiner Freude an der Natur; deshalb hatte Rosten der Mutter immer wieder dazu geraten, Lutz nie abhalten zu wollen, wenn es ihn nach den Wäldern seines Jagdreviers zog. In solchen Fällen sprach er gerne davon, daß die Jagd seiner Gesundheit förderlich sei, daß sie die Willenskraft stähle, es sei also besser, ihn gewähren zu lassen. Wenn Frau Helmboldt klagte, daß er doch häufiger fortginge, als für die Fabrik zuträglich sei, hatte Rosten gelächelt. Er war noch da; für die letzte Entscheidung bei Geschäftsabschlüssen galt doch immer sein Wort, und dieses Recht machte ihm niemand streitig. Als umsichtiger Mann hatte er die Zukunft des Betriebs nie aus dem Auge gelassen. Lutz war in das Alter gekommen, in dem sich der Mann nach Familienleben sehnt; ihn vernünftig und gut verheiratet zu wissen, war in der letzten Zeit vor seinem Tode der sehnlichste Wunsch Rostens gewesen. Darüber hatte er mit Frau Helmboldt oft gesprochen. Aus diesen Sorgen heraus war der gute alte Rosten aus der Welt gegangen und hatte Lutz nur noch mahnen können, denn die heimliche Angst war er nie losgeworden, daß der empfindsame Mensch eines Tages einen recht unerfreulichen Strich durch seine Rechnung machen könne. Die Gefahr, sich in irgend ein Gesicht zu vergaffen und seinen Kopf

durchzusetzen, war zu fürchten. Vielleicht brachte er eine junge Frau ins Haus, der die Fabrik gleichgültig war, oder die sie womöglich gar nur als melke Kuh betrachtete. Dazu wollte der treue Mann seine Lebensarbeit nicht geleistet haben. Offen hatte er in letzter Zeit Frau Helmboldt seine Befürchtungen ausgesprochen. Nun befand sie sich in begreiflicher Aufregung und wollte eine schnelle Entscheidung erzwingen. Manchmal dachte sie aber doch, nachdem Rosten Lutz diese letzte Mahnung gegeben, müsse sie geduldig abwarten, ihn nicht drängen, denn auch ein weicher Mann vertrug es nicht, wenn ihn die Mutter ihrem Willen gefügig stimmen wollte. Nein, es war wohl nicht klug, ihm zu sagen, daß sie eine passende Frau für ihn gefunden habe, daß er daran denken solle, was der väterliche Freund ihm gesagt. Im Winter sollte sich Lutz binden. Das herbeizuführen, wollte sie aber schon jetzt versuchen. Ella Perkunius schien ihr die rechte Frau für Lutz zu sein. Der Vater war seit zwanzig Jahren Hofrat im Reichsministerium des Äußeren; seine Vertrauensstellung wurde gut bezahlt. Sie war mit der Familie durch den Frauenverein ihres Bezirks bekannt geworden. Ein loser Verkehr hatte sich angesponnen, den sich Frau Helmboldt gemüht, in der letzten Zeit enger zu gestalten, und das war ihr gelungen. Ella und ihr Lutz schienen einander nicht abgeneigt, und die Mutter hatte befriedigt wahrgenommen, daß auf einem Fest Lutz wiederholt mit dem jungen Mädchen getanzt hatte. Jetzt waren Perkunius in Zinnowitz. Sie wollte auch noch, wenigstens auf kurze Zeit, zur Erholung verreisen, dann aber sollte die Verlobung mit Geschick vorbereitet werden.

Gräfin Merun musterte ihre Cousine, die Baronesse Höltlin. Tante Paulin hatte nicht zuviel behauptet,



Im Lenz des Lebens.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Kankowsky.

„apart“ sah Therese aus, aber ein wenig abgespannt. Ob das nur von der langen Reise kam? — Jedenfalls war das mittelgroße, schlanke blonde Mädel eine angenehme Erscheinung. Ein wenig hochmütig schaute sie allerdings drein. Hatte sie sich das als Abwehr angewöhnt, oder wollte sie durch dieses Gebaren anlocken? — Ein bisserl an diesem Geschöpf studieren war auch unterhaltend.

Sie saßen beim Abendbrot und plauderten von den Verwandten. Therese schaute versonnen zum Fenster hinaus, in den Park, in dem um diese Zeit Hunderte von Rosenstöcken blühten und ihren Duft in den Saal verströmten.

„Du hast es herrlich hier, Kamilla!“

„O ja, ich beklag' mich auch gar net.“

Therese horchte überrascht. Müde und resigniert klangen die Worte aus dem Munde der Besitzerin so großen Reichtums. Nun, es war kein Wunder, sie begriff das.

„Hast wohl viele Courmacher?“

„Net einen einzigen! Ich möcht' auch keinen haben!“

Nach dem Abendessen gingen die beiden Cousinen, von Hunden begleitet, durch den Park. Auf der großen Terrasse vor der Hausfront standen auf dem Rasen die vielen Rosenstöcke. Am Haus reiften an Spalieren Pfirsiche, Aprikosen und Wein. Hinter den Blumenbeeten kamen sie an wohlgepflegten Rasenflächen vorbei, auf denen Baumgruppen standen, darunter viele alte Linden, die eben zu blühen begannen. Noch summten die Bienen emsig umher. Ein Bach floß am Rande des Parkes über Steine; Forellen tummelten sich darin. Jäh stieg hinter dem Park ein Buchenwald an.

Therese schob den Arm unter den der Gräfin.

„Ein Leben zum Träumen kann man hier führen, aber net zum Kämpfen.“

„Bist du denn so auf Kampf gestimmt?"

Therese blieb stehen.

„Vertrauern will man doch net! ... Wenigstens so lang' net, bis man eine riesengroße Enttäuschung erlebt hat. Und das muß fürchterlich sein."

Kamilla Merun senkte den Kopf. Hatte sie eine solche Enttäuschung erlebt? — Nein, sie wollte nicht an längst versunkene Zeiten denken. Sie war nicht mit überschwenglichen Hoffnungen in die Ehe gegangen. Daß ihr Mann sie herausgeholt hatte aus einem engen Leben, daß er sie immer taktvoll ritterlich behandelte, dankte sie ihm heute noch. Ablenkend sagte sie: „Du, übermorgen ist großer Pferdemarkt in Fritzlar. Wollen wir hin? — Da lernst du Land und Leute kennen!"

„Gern, Kamilla. Ich dank' dir schön!"

„Überspann' deine Erwartungen net, es ist ein Volksfest!"

„Fallt mir net ein. Aber ich bin doch begierig, die Menschen kennenzulernen, unter denen du jetzt lebst."

Hofrat Perkunius lag im Sand, hinter ihm hatte sich's seine behäbige Frau in einem mit Kissen ausgepolsterten Strandkorb behaglich gemacht. Man hatte gebadet und zum zweitenmal gefrühstückt. Ella holte aus dem Hotel die inzwischen eingetroffene Post.

Der Hofrat sah nach der Uhr, zog die Augenbrauen hoch, erhob sich — seine Tochter hätte längst wieder da sein können. Mittelgroß, untersetzt, in weißen Schuhen, hellen Hosen, dunkelblauem Jackett und Schirmmütze stand er da. Ein grauer, gepflegter Spitzbart rahmte das noch frische Gesicht ein, blaue Augen blickten ruhig durch eine goldumränderte Brille in die Welt. Ein Lächeln spielte um seinen Mund; seine Jüngste, sein einziges, zwanzig-

jähriges Mädel kam angesprungen, schlank, sehnig und braungebrannt. Sie war eine eifrige Tennisspielerin und Schwimmerin. Vom Vater hatte sie die blauen Augen geerbt.

„Da, für dich Zeitung und drei Briefe, und hier einer für die Mutter! Sonst war nichts da."

Dann schlenderte sie wieder nach der Landungsbrücke, wo am Vormittag die Jugend zusammenkam, sich neckte, lachte oder ernsthaft stritt über Sportereignisse — ob „München" im Fußball die „Schweiz" schlagen werde, oder ob die bejahrte Tennisspielerin Gräfin Schulenburg in Norderney die Holländerin van Snissen abfertigen könne. Gestern in Hoppegarten, das war ein richtiger Tag unerwarteter Überraschungen gewesen. Dann verabredete man für den Nachmittag Ausflüge oder Segelpartien.

Der Hofrat hatte seine Briefe gelesen. Nun sagte er zu seiner Frau: „Freund Hellmann schreibt mir, ich soll im September mit nach Genf; das hatte ich sowieso als sicher angenommen. Eine Einladung von Sulks; die wissen anscheinend nicht, daß wir verreist sind. Du studierst ja so eifrig an deinem Brief!"

Frau Perkunius hob den Kopf, drückte das Kinn an den Hals, blickte sich um und antwortete: „Die liebe Frau Helmboldt hat mir geschrieben. Der Brief scheint ihr nicht leicht aus der Feder gegangen zu sein. Es steht allerlei zwischen den Zeilen. Sie wird übermorgen hierherkommen und bittet uns, möglichst in unserem Hotel für sie Quartier zu machen. Lies den Brief recht aufmerksam, Ernst."

Als der Hofrat las, spielte ein überlegenes Lächeln um seinen Mund. Als er das Blatt sinken ließ, rückte er erst an seiner Brille.

„Kein Zweifel! Sie möchte unsere Ella als Schwiegertochter. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Solide Familie. Der junge Helmboldt ist ja allerdings ein bißchen still; eine lebhafte Frau wäre da wohl die richtige Ergänzung. In unseren Zeitläuften, liebe Anna, kann man in der Wahl des Schwiegersohnes nicht vorsichtig genug sein. Ja, da wär's also an dir, das Mädel vorzubereiten, welche Veranlassung wahrscheinlich Frau Helmboldt nach Zinnowitz führt. Mach' ihr klar, daß wir gegen die Verbindung nichts einzuwenden hätten."

Als Frau Perkunius gleich nach dem Mittagessen mit ihrer Tochter darüber gesprochen hatte, fand sie nicht die volle Zustimmung des jungen Mädchens. Ella sah sehr nachdenklich aus, vermied es, die Mutter anzusehen, und sagte: „Ich kenne Herrn Helmboldt nur flüchtig. Einen tieferen Eindruck hat er jedenfalls bis jetzt nicht auf mich gemacht. Möglich, daß sich das ändern könnte. Ich zweifle zunächst daran. Ich vermisse eine gewisse Frische und natürliche Heiterkeit an ihm. Ich möchte mit einem Manne fröhlich sein können."

Frau Perkunius seufzte kaum hörbar. Die Jugend stellt sich die Ehe immer anders vor, als sie dann auszufallen pflegt. Aber das mochte sie der Tochter nicht allzu deutlich klarmachen, sonst zog Ella falsche Schlüsse daraus. Nach einer Weile sagte sie: „Vor allem, mein liebes Kind, muß man auf die Grundlagen sehen. Und die sind in diesem Fall gediegen. Außerdem — mangelnde Frische? — Ich glaube, da irrst du dich; die scheint mir vorhanden! Herr Helmboldt ist ein eifriger Jäger, das läßt doch auf allerlei schließen. Eine ernste Jugend hat er hinter sich, schwere Verantwortung lastet jetzt allein auf ihm, da braucht er eine Frau, die ihn mit fortreißt. Hals über Kopf sollst du dich ja nicht mit ihm verloben, das wün=

schen wir durchaus nicht. Wie würde man das auslegen? Als ob wir Gott auf den Knien danken müßten, bekämen wir einen Fabrikbesitzer als Schwiegersohn. Vater hat sein gutes Auskommen, deine älteren Brüder studieren, trotzdem können wir Geld zurücklegen und leben doch nicht knickerig. Ich erwarte von dir, daß du dich gegen Frau Helmboldt benimmst wie eine wohlerzogene Tochter und daß hier in Zinnowitz kein deutlicher Hinweis von deiner Seite fällt, weder zum Guten noch zum Bösen!"

Das versprach Ella Perkunius gern.

Lutz Helmboldt ging in ärgerlicher Stimmung die Straße zur Stadt wieder hinauf. Er bereute fast, daß er die Zigeunerin gesucht hatte. Wenn etwas von der Prophezeiung — wenn auch nur annähernd — gestimmt hatte, brauchte das andere noch lange nicht einzutreffen. Weinen würde er, Herzkrämpfe bekommen um ein Mädel? — Ach du lieber Himmel, so war er doch gar nicht veranlagt! Na ja, er war ein Mann in den besten Jahren, trug noch keinen Ehering, da reimte sich solches Weib allerlei zusammen und versuchte sogar auf dummschlaue Weise, Geschäfte auf lange Sicht zu machen. Kam er im nächsten Jahre wieder nach Fritzlar zum Pferdemarkt und hielt er Makla die Hand hin, würde sie ihm wieder Geld abdringen. Daß er überhaupt so dumm gewesen war, für „Weissagen" Geld auszugeben! Mit dem Stock hieb er auf das Straßenpflaster und erschrak im nächsten Augenblick, als er ein helles Frauenlachen hörte. Er hob den Kopf.

„Frau Gräfin! Sie hier? — Guten Tag!"

„Grüß Gott, Herr Helmboldt! Meine Cousine, Baronesse Höltlin aus Steiermark, die ich hier spazieren führe,

damit sie einen Begriff bekommt, wie es in einer deutschen Kleinstadt zugeht. Theres, Herr Helmboldt aus Berlin hat meine Jagd gepachtet."

Die Baronesse bot ihm liebenswürdig lächelnd die Hand.

„So? Aus Berlin! Und Jäger sind Sie! Das freut mich!"

Die Gräfin schien froh zu sein, einen Bekannten getroffen zu haben.

„Sind wohl auf der Fahrt zu uns?"

„Ja!"

Dann wandte er sich an die Baronesse. „Man macht halt, wenn man an einem Volksfest vorüberfährt. Das eigentliche Fest soll erst morgen sein, heute wird ernstlich gehandelt. Haben die Damen das Treiben oben an der Allee schon gesehen?"

Die Gräfin erwiderte lachend: „Ja, es war nicht leicht, meine Cousine von den Fohlen wegzubringen! Die Leute wollten ihr gleich ein halbes Dutzend verkaufen. Da bin ich mit ihr ausgerissen. Wann wollen Sie denn weiterfahren, Herr Helmboldt?"

„Wenn ich genug gesehen habe. Viel Interesse an dem Rummel hab' ich nicht mehr."

„Seien S' lieb! Wir essen nachher gemeinsam, und dann bringen Sie uns mit ihrem Auto nach Haus. Wir sind mit der Bahn gefahren. Es ging fürchterlich zu! Und dazu der heiße Tag!"

Helmboldt war gerne bereit, die Damen zu begleiten. Nun bummelten sie zu dritt zur Allee. Dort war der Haupthandel vorüber. Die Landwirte schauten die neuesten Maschinen an oder frühstückten in großen Bierzelten. Musik spielte; Karusselle drehten sich, in den Schießbuden knallten die Flinten, Glücksräder knarrten, Schnellphotographen boten ihre Dienste an. Trompeten-

stöße. Ein Ausrufer forderte zum Besuch auf: „Großer Ringkampf!“ Die Gegner standen mit verschränkten Armen und komisch wirkendem, ernstem Gesicht auf dem Podium.

„Jegerl, jegerl,“ rief die Baronesse lachend, „was ist das für ein Hallo! Hätt' gar net geglaubt, daß die Norddeutschen so gaudierlich sein könnten.“

Lutz war froh, die Damen getroffen zu haben, da kam er doch ein wenig auf andere Gedanken. Übermütig fragte er die Baronesse, ob sie Lust hätte, Karussell zu fahren.

„Warum denn net? Ja, Kamilla, darf man das hier?“

„Tu es! Aber ich verzicht'.“

Sie fuhren Karussell, schossen an der Bude, drehten das Glücksrad und gewannen ein paar Kleinigkeiten, mit denen sie nichts anfangen konnten. Lutz, von der Fröhlichkeit der Baronesse angesteckt, lachte und plauderte lebhaft. Nachher speisten sie im Café Hindenburg. Leute standen umher und warteten auf freiwerdende Stühle. Schlangenmenschen produzierten sich; Harfenmädchen sangen. Das Einsammeln der Artisten nahm kein Ende. Nach dem Essen war der Trubel der Gräfin zuviel geworden, deshalb fragte sie: „Wann haben Sie Ihren Chauffeur bestellt?“

„Um drei soll er in der ‚Kaiserpfalz‘ sein.“

Gemeinschaftlich verbummelten sie die Zeit, tranken in der „Kaiserpfalz“ Kaffee und fuhren dann ab.

Als der Wagen an der Stelle vorüberkam, an der er vor kurzem beschädigt worden war, sah Lutz nachdenklich nach dem Waldrand hinüber, an dem damals die Zigeuner lagerten. Den Platz würde er sein Lebtag in Erinnerung behalten. Aber irgendwelchen besonderen Gedanken nachzuhängen, dazu kam er nicht. Die fröhliche Baronesse war in ausgelassener Stimmung.

„Ich hätt' gewünscht, in Fritzlar wären von unseren Leuten aus der Steiermark welche gewesen. Da hätten S' was erleben können, Herr Helmboldt! Der Boden hätt' gezittert beim Schuhplatteln, und die ‚Juchhus' wären net zu bändigen gewesen! Kennen Sie meine Heimat?"

„Nein, Baronesse! Die Kriegsjahre und nachher schweres Ringen um den Bestand der Fabrik haben mir größere Reisen bisher nicht erlaubt. Aber ich hoffe, bald einmal die Alpen sehen zu können."

„Und die Steiermark, das schöne Tirol! Das vergessen S' ja net!"

Er verbeugte sich artig.

Die Gräfin wollte das Gespräch sich so nicht weiter ausspinnen lassen. Therese schien ihr zu lebhaft. Man war ja auch bald zu Hause.

„Heut abend, nach dem Abendessen, kommen S' doch noch auf eine Flasche Wein zu uns, Herr Helmboldt. Bitt' schön! Wenn S' net zu arg müd' sind, denn morgen in der Früh' werden S' doch sicher in den Wäldern herumklettern wollen."

„Vielen Dank, Frau Gräfin, ich komme gern!"

Der Tonfall dieser Zusage klang ihr ein wenig zuviel überschwenglich. Fast bereute sie jetzt die Einladung.

Vor dem Abendessen sagte sie vorsichtig zu ihrer Cousine: „Theres, die Norddeutschen sind andere Menschen als wir, sie legen unsere unbekümmerte Herzlichkeit leicht falsch aus. Wär' net unmöglich, der Helmboldt gäb' sich allerlei Gedanken hin, von denen ich net wissen kann, wohin sie ihn führen könnten. Du verstehst mich schon! Also sei so lieb und g'scheit und halt dich ein wenig in Reserv'. Er war überhaupt heut so lustig, wie ich ihn noch nie g'sehn hab'. Von der Seit' kenn' ich ihn noch gar

net. Ich denk' mir, gute Geschäfte werden ihn so vergnügt gestimmt haben."

Von ihren letzten Worten war die Gräfin nicht überzeugt. Wenn Helmboldt etwa ernstliche Absichten hegte, ob dann die Theres nein sagte, schien ihr recht zweifelhaft. Früher hatte sie gern mit den Männern ein wenig Katz und Maus gespielt, der Brief der Tante Paulin ließ aber vermuten, daß diese Zeiten vorüber waren, und sie wußte aus eigener Erfahrung, wie es einem Mädel zumute war, wenn es in die Jahre kam und keiner es nahm.

Therese Höltlin spielte ein wenig Theater, drehte sich auf den Fußspitzen im Kreis und lachte.

Der Gräfin kam es vor, als klänge es ein wenig schrill, als sie sagte: „Was du dir net alles denkst! Meinst wohl gar, ich fall' einem um den Hals, weil er ein Auto hat? Aber fahren tu' ich fürs Leben gern. Ja, was tut man da? — Man ist a bisserl liebenswürdig."

Kamilla Merun lachte, drohte Therese aber dabei mit dem Finger.

„Ja, was wir z' Haus ‚a bisserl' nennen, ist hier viel zu arg. Und so nett angezogen hast dich auch. Die roten Blumerln in deinem Seidenkleid passen zu deinem Teint und Haar. Und rot wirst auch, du Malefizmadel!"

„Ich? Rot? Daß i net lach! Aber man zeigt sich doch gern von seinen besten Seiten."

„Ja! Besonders dann, wenn man gern Auto fährt. Ich versteh' dich schon."

Wieder lachten beide, obwohl es ihnen gar nicht danach zumute war.

Nachdem Lutz sich umgekleidet hatte, ging er nachdenklich in seinem Schlafzimmer hin und her. Der Tag hatte ihm allerlei gebracht und war noch nicht zu Ende. Die

Baronesse war ein lustiges Mädel. Daß die Gräfin, als sie noch unverheiratet war, „nichts gehabt hatte", erzählten die Leute im Dorf. Wahrscheinlich würde ihre Cousine auch nicht auf Rosen gebettet sein. Außer einem bescheidenen Brillantring an ihrer schönen, schlanken Hand hatte sie keinen Schmuck getragen. Es war allerdings auch kein Anlaß dazu geboten. Wäre sie in leidlicher Vermögenslage gewesen, dann hätte sie wahrscheinlich längst jemand geheiratet ... Er blieb stehen. Auf welchen Gedanken ertappte er sich da? — Was hatte die Zigeunerin prophezeit? — Weinen würde er um ein Weib? — Und gar noch Herzkrämpfe bekommen? — Dazu war er sicher nicht veranlagt. Ach was, eine Baronesse, die Verwandte der Gräfin Merun, heiratete nicht so mir nichts, dir nichts einen bürgerlichen Fabrikbesitzer, der wohl sein Auskommen hatte, aber doch nicht gerade glänzend dastand. Vorgekommen war das freilich wer weiß wie oft. Ja, zum Teufel noch mal — dachte er denn überhaupt ans Heiraten? — Die Zigeunerin hatte ihm offenbar mit ihrem Gerede den Kopf verdreht. Nein, das war ja alles Unsinn. Schon ihre erste Weissagung war doch nur so ungefähr eingetroffen. So war es ja wohl mit all dem Gefasel dieser schwarzen Sibyllen. Sie redeten allerlei daher, nachdem sie sich einen Menschen gut angesehen hatten — darauf verstanden sie sich zweifellos —, und dann traf von ihren dunklen Sprüchen irgend etwas annähernd ein. Daß es diesmal im ersten Fall beinahe gestimmt hatte, war schließlich doch nur Zufall und weiter nichts.

Man saß in der hohen, mit Jagdtrophäen und Ahnenbildern geschmückten Diele in bequemen alten Ledersesseln, die mit köstlichen Schnitzereien verziert waren, bei

ausgezeichnetem Rheinwein und Gebäck zusammen. Auf einem Tischchen standen Zigarrenkisten und mehrere Zigarettenschachteln. Der Wein trieb das Blut schneller um, und die Gräfin verstand es ausgezeichnet, das Gespräch zu leiten. Man plauderte von der Jagd, von Berlin, über die Steiermark, und die Baroneß erzählte allerlei drollige Geschichten aus Österreich. Als man auf die Verschiedenheit der Veranlagung unter den deutschen Stämmen kam, konnte Lutz seine Weisheit leuchten lassen, denn dafür hatte er sich immer interessiert. Man hörte ihm gern und aufmerksam zu. Schließlich sagte die Baronesse erstaunt: „Und da haben S' net den Wunsch, die Alpenländer gründlich kennenzulernen?"

„Das hätte ich wohl, aber bisher bot sich mir keine Gelegenheit. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Nun geht es vorwärts bei mir. Wenn man nicht mehr hoffen dürfte, was wäre dann das Leben, Baronesse?"

Sie schlug die Augen nieder und sah auf die Hände in ihrem Schoß.

Die Gräfin fühlte, es sei Zeit, für heute abzuschließen, und erhob sich.

„Morgen wollen Sie doch zeitig wieder heraus, Herr Helmboldt. Sie kommen hoffentlich bald wieder zu einem Plauschstünderl."

Überrascht zog Lutz die Uhr. Mitternacht war es.

„Verzeihung! Ahnte nicht, daß es schon so spät sein könnte. Die Zeit ging wie im Fluge dahin."

„Also sind Sie auch zufrieden gewesen! Darauf kommt's ja an."

Er verabschiedete sich und ging.

Die Gräfin sah ihre Cousine mit vorgeschobener Unterlippe an.

„Weißt, der Knalleffekt sollt' doch erst noch kommen."

„Knalleffekt?"

„Na ja! Wir haben doch noch keine Autofahrt verabredet."

„Du, wir sind net in der Steiermark! Hier ist's so, daß der Herr uns einladen muß."

Ob es ganz stimmte, war eine andere Frage. Jedenfalls war es eine gute Ausrede gewesen.

Den ganzen Tag hindurch hatte Lutz auf einen Feisthirsch gepirscht, aber keinen gesehen. Fährten hatte er verfolgt bergauf, bergab. Um diese Jahreszeit sind die Hochgeweihten heimlich und unruhig, jedes verdächtige Geräusch erschreckt sie, und sie jagen in langen Fluchten davon. Auf verlassenen Waldwegen äsen sie heimlich Klee und würzige Kräuter, tun sich dann im Unterholz nieder und treten höchstens in der Nacht auf die Felder. Aber gut tat ihm die Pirsch! Die dummen Gedanken hatten keine Zeit, im Kopf zu rumoren. Und müde lief man sich auch . . . Am Nachmittag hatte er sich an einer verabredeten Stelle mit dem gräflichen Förster getroffen. Sie hatten dann zusammen ihr Heil versucht — auch vergebens.

Als sie am Abend gerade einen steilen Hang hinabgestiegen waren, den Bach übersprungen hatten, um auf die Landstraße zu gelangen, fuhr ein tadelloses Gespann, zwei Traber, Rappen, an ihnen vorüber. Die Zügel führte der Herr, hinter ihm saß der Diener mit verschränkten Armen. Der Förster grüßte. Helmboldt fragte, wer das sei.

„Ein Rittmeister Niedenstein. Hat vor einigen Tagen Meggelbronn gekauft. Sein Wald grenzt oben an den Eichen an den unseren! Schwerreich muß er sein, er hat den Vorbesitzer bar ausbezahlt bis zum letzten Pfennig. Vorgestern sprach mich beim Verladen von Holz an der

Bahnstation der Landwirt Trömmer aus Zimmersrode auf ihn an, der war mit ihm im Feld. Ein ganz toller Draufgänger soll der Rittmeister gewesen sein. Und gut zu den Leuten. Gleich nach der Demobilisierung hat er den Abschied genommen und ist nach Niederländisch-Indien gefahren. Dorthin soll die Schwester seiner Mutter geheiratet haben."

„Hoffentlich ein angenehmer Jagdnachbar!"

„Ist wohl anzunehmen, Herr Helmboldt."

Vor der Dorfgastwirtschaft hielt das Gespann des Rittmeisters. Der Kutscher stand neben den Rappen in dunkler, unauffälliger Livree. Hatte ein Glas Bier in der Hand.

„Trinken Sie mit mir einen Schoppen," sagte Lutz Helmboldt zum Förster.

„Danke! Sehr gern. Es wird gut sein, Sie werden mit dem Herrn Rittmeister bekannt, weil die Reviere doch aneinander grenzen."

Aber auf den Gruß der beiden antwortete der Rittmeister nur kühl. Saß da, eine tiefe Falte von der Nasenwurzel quer über die Stirn, und starrte in sein Glas. Kaum mittelgroß war er. Die Schultern standen ein wenig hoch. Ein struppiger, brünetter Schnurrbart lag auf der Oberlippe. Die Nase war groß und zu breit. Rotbraun gebrannt war sein Gesicht, grau die Augen. Das Haupthaar trug er ganz kurz geschnitten. Mitunter lief ein Zucken über seine breiten Nasenflügel. Keine Schönheit war er, und erfreulichen Gedanken hing er ganz sicher nicht nach.

Der Gastwirt war zugleich Postagent. Nach fünf Minuten tat sich die Tür auf; die Gräfin Merun mit ihrer Cousine trat ein, Briefe in der Hand.

Der Rittmeister sprang auf und verbeugte sich. Schien

auf eine Anrede zu warten. Lutz Helmboldt, der den Damen entgegengehen wollte, um sie zu begrüßen, blieb wie angewurzelt stehen. Röte war der Gräfin jäh ins Gesicht geschlagen, und um die Lippen der Baronesse spielte ein merkwürdiges, hochmütiges Lächeln. Kannte man sich — etwa schon von früher her?! Und sollte der Rittmeister nicht gerade ein freundliches Gedenken hinterlassen haben ... Oder? ... Es gab so viele Möglichkeiten. Die Gedanken zuckten Lutz Helmboldt durch den Kopf, dann riß er sich zusammen und begrüßte die Herrschaften. Sie erkundigten sich, ob er Weidmannsheil gehabt, bedauerten den Mißerfolg und hatten es dann eilig, wieder aus der Wirtsstube zu kommen.

Als sie gegangen waren, stellte sich der Rittmeister ans Fenster und sah hinter ihnen her. Drehte sich dann rasch um und fragte mit rauher Stimme, was er schuldig sei, grüßte karg nach dem Nebentisch und fuhr wie ein Donnerwetter davon.

Am Nachmittag stand die Familie Perkunius an der Landungsbrücke, an der die Dampfer, von Stettin übers Haff kommend, anlegten, um Frau Helmboldt zu begrüßen und nach dem Hotel zu geleiten. Ella war sichtlich erregt. Der Vater tat, als merkte er nichts, und die Mutter sah ihre Tochter recht oft von der Seite an. Sie hatte vorhin noch recht große Worte gebraucht. Von „Präsentierbrett“ gesprochen, auf dem sie Frau Helmboldt entgegengebracht werden sollte, „vom Recht der Jugend“, „Wahlverwandtschaft“, „Herrin ihrer Entschlüsse“. Und daß ein Mann doch unmöglich einen sonderlichen Eindruck auf sie machen könne, der seine Mutter vorschicke. Natürlich war Ella eines Besseren belehrt worden. So lägen die Dinge durchaus nicht.

Vorläufig handele es sich doch nur um eine lose Fühlungnahme. Man wolle doch erst einmal gegenseitig — auf das Wort sei der größte Wert zu legen — feststellen, ob überhaupt eine Verbindung zwischen den beiden Familien im Bereich der Möglichkeit läge. Und solche „Einfühlung" sei sehr vernünftig, verhindere spätere Enttäuschungen, man könne ohne sonderliche Gemütserregung sich wieder trennen, wenn man merke, man passe nicht zusammen. Wenn alle Ehen unter solchen „Sicherungen" geschlossen würden, wären Scheidungen bald Seltenheiten, die in unseren Zeitläuften ja in geradezu grauenerregender Weise zunähmen. Irgendwelchen Druck der Eltern auf die Tochter ausüben, einen ungeliebten Mann zu heiraten, davon könne natürlich gar keine Rede sein. Aber von ihr verlange man andererseits, daß sie dieser „Begegnung" nicht mit einem Vorurteil gegenübertrete. Man kenne sich gut aus Berlin, vom Vaterländischen Frauenverein, und sie empfinde es als taktvoll, daß Frau Helmboldt nicht gleich ihren Sohn mitbringe. Diese Ansicht sei auch die des Vaters, eines Mannes, auf den sie allezeit stolz sein könne, dessen Ehrbegriffe ganz unantastbar wären. Und da der einverstanden sei, habe sie sich als Tochter unbedingt zu fügen und vorläufig die Angelegenheit ganz leidenschaftslos zu betrachten.

Ein bißchen gemault hatte Ella, sich vorgenommen, deshalb keine Segel- oder Tennispartie weniger mit der Jugend hier zu unternehmen. Und erst einmal abzuwarten, ob Frau Helmboldt die „Angelegenheit" auch wirklich „taktvoll" behandele.

Und das geschah. Sie hatte nicht den geringsten Grund, sich zu beklagen. Frau Helmboldt war eine kluge Frau, die sichtlich den Hauptwert darauf legte, gute Freund-

schaft mit den Eltern zu halten. Die auf der Landungsbrücke stand und winkte, wenn sie mit jungen Leuten eine Segelpartie unternahm, beim Tennis das Spiel aufmerksam verfolgte, sehr liebenswürdig zu den jungen Herren war, die mit ihr segelten oder spielten. Man war sich in diesem Kreise vollkommen einig: „Die Frau Fabrikbesitzer Helmboldt ist eine ganz famose Dame!"

Standen aber die beiden Strandkörbe, etwas abseits von den übrigen, sich gegenüber, lag der Herr Hofrat irgendwo im Sande, war Ella bei einem harmlosen Flirt oder noch im Bad, dann schmiedete Frau Helmboldt vorsichtig ihr Eisen und fand bei Frau Perkunius volles Verständnis.

„Wirklich sehr quicklebendig, die liebe Ella! Gar nicht angekränkelt! Sie wächst mir täglich fester ans Herz. Natürlich ein bißchen Überschwang ist in ihr. Das Vorrecht der Jugend! Es war auch in uns — Gott sei Dank! Und wenn dann ein so veranlagtes Mädchen eine Ehe schließt auf gesicherter Grundlage, fällt sie auch zum Guten aus ... Lange kann ich leider nicht in Zinnowitz bleiben, jeden Tag erwarte ich Nachricht von meinem Sohn, daß er von der Jagd zurückkommt! Und da, wie ich Ihnen schon sagte, unser tüchtiger erster Prokurist gestorben ist, lastet jetzt die ganze Verantwortung allein auf Lutz' Schultern. Er ist ja gut eingearbeitet, immerhin benötigt er dann ein gemütliches Heim, er ist — dafür bin ich dem Schicksal ganz besonders dankbar — ein sehr solider Mensch."

Die rundliche Frau Perkunius nickte zustimmend.

„Diesen Eindruck hat Ihr Lutz sofort auf mich gemacht. Auch mein Mann, dieser Menschenkenner — wär' er's nicht, hätte man ihm nicht einen solchen verantwortungsvollen Posten anvertraut — ist vollkommen der

gleichen Meinung wie ich, liebe Frau Helmboldt. Und natürlich würden wir uns sehr freuen, der gesellschaftliche Verkehr zwischen unseren Familien würde recht rege! Wir können ja ganz offen sprechen, das verpflichtet Ihren Sohn wie unsere Tochter letzten Endes vorläufig zu nichts."

Nun nickte Frau Helmboldt. Beteuerte: „Zu nichts. Zu gar nichts. Aber stille Hoffnung dürfen wir wohl im Busen tragen?"

Die Hand streckte Frau Perkunius aus. Sie wurde herzlich erfaßt. Die beiden Mütter sahen sich mit feuchten Augen an ...

Zwei Tage später fuhr Frau Helmboldt wieder nach Berlin. Die gesamte Familie Perkunius hatte sie zum Haffdampfer begleitet. Ella zum Abschied mit einer anmutigen Verbeugung der gnädigen Frau einen Rosenstrauß überreicht. Dafür wurde sie in die Arme genommen und gerührt auf beide Wangen geküßt.

Nachdem man gewinkt, bis der Dampfer sich ein paar hundert Meter weit entfernt, hatte sich Ella auf den Absätzen umgedreht, hellauf gelacht und gesagt: „So, die Episode ist ja gnädiger verlaufen, als ich mir vorgestellt hatte!"

Auf dem Heimweg mußte sich Kamilla Merun fest auf den Arm ihrer Cousine stützen. In der Diele sank sie auf einen Ledersessel, starrte vor sich hin. Die Baronesse lehnte an der Wand und schwieg. Dämmerung herrschte in dem hohen, großen Raume. Die Gesichtszüge ließen sich nicht mehr erkennen.

„Wir hätten umkehren sollen, als wir den Wagen vor der Postagentur stehen sahen!"

„Nein, Theres! ... Das Wiedersehen mußte einmal

stattfinden, nachdem er Meggelbronn gekauft. Es war besser so, es geschah an einem öffentlichen Orte!“

„Herr Helmboldt hat ein sehr langes Gesicht gemacht!“

Ein Achselzucken.

„Was mir schon an dem liegt! ... Aber daß er mir meine Ruh' net lassen will ...“

„Du, unschuldig bist du net!“

Auf sprang die Gräfin, ging erregt auf und ab.

„Weißt du die volle Wahrheit? Wie war's denn? Onkel Alfons, der letzte, der aus unserer Familie noch Grundbesitz hat, mußt' die Gulden an allen Ecken und Enden zusammenkratzen, um sich zu halten! Er gab heimlich Hirsche und Gemsen an reichsdeutsche Offiziere gegen Schußgeld ab. Schmunzelte, wenn man sagte, er täte es, um seine Töchter und Nichten unterzubringen. Wenn man nur den wahren Sachverhalt net erfuhr. Im Juli kam der Leutnant Niedenstein von den Husaren hin. Du weißt, ich war da. Ein vermögender Herr! Und sein zwingender Blick — gegen den kann man ja net aufbegehren! Ich wenigstens net! Wir verlobten uns heimlich. Kriegsgefahr, er mußte vor der Zeit wieder in seine Garnison zurück, und als der Krieg ausbrach, schrieb er mir, es werde der einzige Brief bleiben bis zum Kriegsende. Falle er, sei ich in seinem Testament bedacht.“

„Verrückt!“

„Sagt' ich damals auch. Glaubte schließlich net mehr an seine Liebe. Alfred Merun, der Graf, der Mann alter Kultur, warb um mich, der geschickte Frauenbehandler! Du, ich hab' schlaflose Nächte gehabt! Und dann hat mich der Zorn auf Niedenstein gepackt. Ich bin doch auch ein Mensch von Fleisch und Blut! Und hab' meinen Stolz im Leib! Die wahnsinnigsten Träume haben mich

gepeinigt. Net mehr an seine Liebe geglaubt und Alfred Merun geheiratet! Er ist immer gut zu mir gewesen. Und hat sich nach seinem Tode noch sehr ritterlich gegen mich gezeigt ... Ja, und dann in meiner Einsamkeit! Allerlei hört man doch! Da sind Ehen, die in der Hochspannung des Krieges geschlossen worden waren, wieder in Stücke gegangen, oder so ein armes Weiberl sitzt da mit Kindern, der Mann gefallen oder schwerkrank für sein Leben. Gewiß, der Mensch will sich fortpflanzen, er hat Gemüt, er will in der Heimat ein liebendes Herz wissen, das sich nach ihm sehnt! So hab' ich ja selbst gedacht! ... Und dann hab' ich Niedenstein doch verstehen gelernt! War der Verzicht net vielleicht grad ein Zeichen ganz tiefer Liebe?"

Keine Antwort kam von der Wand. Dicht trat Kamilla Merun an ihre Cousine heran. Legte ihr beide Hände auf die Schultern. Sie zitterten, während sie erregt fortfuhr: „Um mir nahe zu sein, hat er Meggelbronn gekauft. Nur deshalb! Einen fürchterlichen Schrecken hab' ich bekommen, als ich's erfuhr. Bin froh, daß du hier bist — denn ich hab' Furcht vor ihm!"

Therese Höltlin lachte ihr ins Gesicht.

„Du wirst ihn heiraten! Friede auf Erden! Und der Merun aus dem Rheingau wird sich freuen, so bald schon in den Besitz der schönen Herrschaft zu kommen!"

„Liebe kann in Haß umschlagen! Sieh dir daraufhin Egbert Niedenstein an. Und dann wird dir das Lachen vergehen!"

„Gott, was soll er dir tun?"

In den Sessel sank Kamilla Merun zusammen und weinte bitterlich.

Da wußte Therese, daß ihrer Cousine die Liebe zu Niedenstein ganz tief im Herzen saß.

An allen Biertischen drei Meilen in der Runde redete man über den Rittmeister Niedenstein. Es war ja schon ein Ereignis, wenn ein größeres Gut verkauft wurde. Und fuhr dann einer bei Tag und bei Nacht — häufiger bei Nacht als bei Tage — mit feurigen Trabern wie ein Besessener durch das Land und machte dazu ein Gesicht, als wolle er kleine Kinder fressen, dann kam zur Wahrheit schnell die Dichtung hinzu. In Zimmersrode der Trömmer, wenn der abends in der Bahnhofswirtschaft vom Rittmeister Niedenstein erzählte! Jeden Tag eine neue Geschichte und jeden Tag eine tollere.

„Ja, und natürlich hab' ich ihn gleich besucht! Hat mich sofort wiedererkannt, versteht sich! Und dann haben wir vor den Flaschen gesessen, Himmel noch mal! Sein Kutscher hat mich zu Hause abgeliefert wie 'nen nassen Sack! ... Aber der Rittmeister nich totzukriegen! War schon draußen so!" ...

Egbert Niedenstein hatte absichtlich Trömmer tüchtig unter Alkohol gesetzt. Wein löst die Zunge. Und dann hatte er aus ihm herausgeholt, was er wissen wollte. Ganz zurückgezogen hause die Gräfin, auch als ihr Mann noch lebte, wär' der Verkehr nicht arg gewesen. Vor dem Krieg habe der Graf alle Augenblicke große Gesellschaft gehabt. Von Zimmersrode, der Bahnstation, seien die Wagen mit Besuch nur so hin und her geflitzt ... Ja, und von der Frau Gräfin könne kein Mensch etwas Schlechtes reden. Von der gräflichen Familie käm' auch keiner mehr, das könne man verstehen, denn vorläufig sei die Witwe ja alleinige Nutznießerin des Erbes; natürlich habe das die Meruns verschnupft!

Da wußte Niedenstein genug. Und machte sich seinen Reim. Abgeschlossen mit dem Leben die Kamilla? Er konnte sich's nicht recht vorstellen. Selbst wenn sie an

dem Grafen eine große Enttäuschung erlitten haben sollte. Er hatte sie geküßt. Wußte, daß unter der kühlen, durch strenge Erziehung geglätteten Oberfläche ein Vulkan tobte. In der Steiermark damals hatte er herausgefühlt, wie es um sie stand. Gebändigtes, heißes Blut. Kein ernstlicher Freier kam, denn sie war arm. Er aber war unabhängig. Etwas, was sich in Worten nicht ausdrücken ließ, zog ihn zu ihr. Überschwengliche Liebe war's eigentlich nicht gewesen, aber jeden Blick, jede Handbewegung von ihr hatte er verstanden. Zwischen ihnen waren nie viele Worte nötig gewesen. Der feste Glaube war über ihn gekommen: „Die Baronesse Kamilla Höltlin ist dein Schicksal!" Etwas von einem Schweinehund stak in jedem Manne. Es kam nur darauf an, diesen ganz und gar zum Kuschen zu bringen. Als der Krieg ausbrach, war er nahe daran gewesen, wie viele tausend andere noch vor dem Ausrücken oder im ersten Urlaub zu heiraten. Mit ganzer Willenskraft hatte er dagegen angekämpft, weil er sich sagte: „Dann bekommt der Schweinehund über mich Gewalt, bleib' nicht der Mann, der für das Vaterland freudig sein Leben in die Schanze schlägt, muß es sein ..." Also ein scharfer Schnitt, bis wieder Friede wird! ... Wer hatte mit einer so langen Kriegsdauer gerechnet? Aber was man geschrieben, hielt man. Zum charakterlosen Burschen hatte er doch keine Veranlagung — Gott sei Dank! ... Und dann in Galizien war es gewesen — mit dem „Edelweißkorps", dem dritten österreichischen, dem tapferen, in dem die Söhne der Steiermark standen, lag sein Regiment zusammen. Mit Offizieren, die aus Graz stammten, saß er mit seinen Regimentskameraden am schwelenden Feuer zusammen. Ein paar kannten den Baron Alfons Höltlin und natürlich auch die Baronesse Kamilla in Graz.

„Hat sich sehr reich verlobt, Herr Kamerad, mit einem Deutschen, einem Grafen Merun!"

Erst hatte er seinen Ohren nicht getraut. Beinahe hätte er den österreichischen Offizier angebrüllt. Schnell hatte er eine Zigarre zwischen die Zähne genommen und sich dann selbst gewundert, wie ruhig er Frage auf Frage stellen konnte — und wie gerissen! ... Er war der tolle Draufgänger geworden, dem nichts mehr am Leben lag. Verrat, wohin man blickte! Die Geliebte — an der Front ... Kanaillen waren die Menschen — Kanaillen! ... Und dann der wüste Zusammenbruch nach einem Heldenleben ohnegleichen! In Hannover war sein Regiment aufgelöst worden. Sofort hatte er den Abschied genommen. Fort! Fort! Der Ekel würgte ihn im Halse. Die Verzweiflung packte ihn. Wie konnte ein großes Volk, das so kluge Köpfe hatte, dessen Bildungsgrad hoch über dem der anderen stand, sich an solchen Schlagwörtern berauschen, an sie glauben! Man brauchte doch nur ein Geschichtsbuch aufzuschlagen. Die Franzosen — halb Menschen, halb Affen hatte der große Voltaire seine eigenen Landsleute genannt, die sich noch stets ausgetobt hatten, wenn sie Sieger geblieben waren. Die Engländer, die kühlen, gemütsrohen Rechner — denen sich ergeben auf Gnade und Ungnade! ... Onkel Hendrik van Logh hatte große Besitzungen in Java. Zu dem gefahren, sich ausgeruht auf der langen Seereise, und dann die Hände gerührt, um zu vergessen, was alles gewesen war! Seit vielen Jahren hatte Onkel Hendrik sein mütterliches, bedeutendes Erbe verwaltet und gemehrt. Er und Tante Ilse, die mit seiner Mutter in vorbildlich schwesterlicher Liebe verbunden gewesen war, hatten ihn mit offenen Armen aufgenommen. Auf den großen Kaffee- und Tabakplantagen war er tätig

gewesen in der Zentralverwaltung. Die neuen Eindrücke vermochten aber nicht lange die Sehnsucht nach dem Vaterlande einzuschläfern. Dort rang man um Tod und Leben. Die Millionen-, Milliarden-, Billionenscheine kamen. In der Fremde verstand man das nicht. Was er verlor, darüber konnte er die Achseln zucken, sein Hauptvermögen war ja gut verzinslich seit vielen Jahren in holländischen Gulden angelegt, nahm zu ... Wie oft war er nicht entschlossen gewesen, nach Deutschland zurückzukehren. Die Verwandten hatten ihre Not, ihn zu halten.

„Warte noch," sagte Onkel Hendrik. „Ihr Deutschen seid das wunderlichste Volk, das die Sonne bescheint. Eines Tages werdet ihr jäh wieder zum Erstaunen aller auf den Beinen stehen, eure Köpfe werden Erfindungen auf Erfindungen über die Welt jagen, wie ein Phönix aus der Asche werdet ihr euch erheben — um euch dann wieder gegenseitig zu zerfleischen. Das ist das tragische Geschick dieses Edelvolkes!"

Er hatte sich immer wieder zurückhalten lassen. Was sollte er in Deutschland? Eines Tages der Gräfin Kamilla Merun über den Weg laufen? Mitunter verübte das Schicksal solche Koboldstreiche! ... Kamilla! War er eine Antenne? Dachte sie an ihn? Alle Augenblicke zuckte das Gedenken an sie jetzt durch seinen Kopf ... Rief sie ihn? ... Wenn er bei der glühenden Hitze im verdunkelten Zimmer lag, vor sich hin döste, kam ihr Name über seine Lippen. Laut! Deutlich! Nicht geseufzt! Wie ein Befehl! Meldete er sich als Empfangstation? Sandte er Wellen aus? ... Wissen wollte er, ob das Narrheit war oder nicht! ... In deutschen Zeitungen suchte er nach einer Auskunftei. Schrieb an eine, legte reichlich Geld bei und bat um telegraphische Aus-

kunft. Er wähnte, keine Minute dürfe er verlieren ... Und dann hatte ihn die Unruhe gepackt wie nie in seinem Leben. Fieberschauer jagten über ihn weg. Onkel Hendrik und Tante Ilse machten sich Sorge um ihn ... Endlich kam das Telegramm.

„Gräfin Merun seit längerer Zeit Witwe. Erbin der Herrschaft. Kinderlos. Gesund. Lebt zurückgezogen."

Da war das Fieber von ihm abgefallen, seine Willenskraft erwacht. Kein Zweifel, Kamilla hatte ihn gerufen. Gut, er kam! ... Seine Verwandten hielten ihn nicht. Er mußte zum mindesten einmal auf längere Zeit die Tropen verlassen; alle Europäer — die wenigen Ausnahmen zählen nicht — benötigen immer wieder längeren Heimaturlaub ... Und dann war er doch für vier Wochen in Kairo geblieben, damit der Übergang nicht zu jäh wurde. Er wollte als gesunder Mann in Deutschland erscheinen ... Während der Zug durch das welsch gewordene Tirol dem Brenner zufuhr, war sein Plan fertig. Ließ es sich irgend machen, kaufte er sich in der Nähe von Kamilla ein Gut. Und girrte nicht! Ließ sie anrennen! ... Wenn sie es nun nicht tat? Spätere Sorgen waren das. Er saß in der Nähe, das sagte ihr genug. Das weitere würde sich finden! ... Als gutes Vorzeichen hatte er es genommen, daß Meggelbronn zu kaufen war. Eine hübsche Besitzung von fünfhundert Morgen Land und fünfzehnhundert Morgen Wald! Und der grenzte zum Teil an Kamillas Herrschaft. Mehr konnte er vom Schicksal nicht verlangen. Daß der Preis ein recht hoher gewesen war, hatte er mit in den Kauf nehmen müssen ... Dann aber war die Unruhe in ihm hochgeschlagen wie eine Flamme aus dem Stroh. Die Traber hatte er sich in Frankfurt am Main erstanden; nun jagte er mit ihnen übers Land. Suchte er eine Be-

gegnung? Er wußte es nicht! Es wäre von allein der Tag gekommen, an dem er zum mindesten mit ihrem Güterdirektor über Jagdfolge oder einen neuen Holzabfuhrweg, der durch beider Land lief, hätte verhandeln müssen. Nichts wäre ihm vorzuwerfen, er machte als Nachbar seinen Besuch ... Nein, das tat er nicht! ... Und nun das Zusammentreffen in der Postagentur! Hatte Kamilla Merun dem Zufall nachgeholfen? Sie sah gut aus. In zwölf Jahren verändert sich der Mensch. Nicht nur äußerlich. Er soll auch reifer werden! Soll! Mit einem stolzen Neigen des Kopfes hatte sie seinen Gruß erwidert. Leidenschaft und Stolz wachsen auf einem Holz! Leidenschaft! Manchmal meinte er, die Rippen in seinem Leib müßten brechen, so rumorte es in ihm. Trieb ihn auf die Landstraße. Der Hufschlag der Traber, reines Entzücken war es. Und her den Pokal. Durst hatte er — Durst! Weil das Blut zu heiß war, weil es fieberte nach der Gräfin Kamilla Merun, die nie eine Schönheit gewesen, in deren Adern aber gebändigtes, heißes Blut floß. Er wußte es doch! Für Egbert Niedenstein eine Zaubermacht! ... Wer aber war von härterem Holze? Der Mann oder das Weib? Ein Tag kam, an dem er oder sie klein werden würde — und wenn es auch nur für Minuten — oder Sekunden war!

Am nächsten Morgen saß die Baronesse Höltlin am Flügel, spielte eine Passage und ließ dann die Finger auf den Tasten ruhen. Sie hing, die Zigarette im Mundwinkel, ihren Gedanken nach. Gerade zur rechten Zeit war sie hierher gekommen, an eine Abreise würde so schnell nicht wieder zu denken sein, denn Alleinsein war jetzt Gift für ihre Cousine. Tanzen die Nerven auf der Stirn, will man sich auch aussprechen — muß, sonst ver-

fällt der Mensch in allerlei Dummheiten. Die Norddeutschen nahmen alles ernster, die gingen nicht mit einem Achselzucken und fröhlichem Lachen über eine kleine Blamage hinweg. Hechelten „den Fall" durch — und vergaßen ihn nicht! Und der Rittmeister Niedenstein wollte ernst genommen sein! Verteufelt ernst! Da konnte es Überraschungen geben, an die kein Mensch dachte ... Wieder glitten die Finger über die Tasten, wohlig dehnte sich dabei Therese Höltlin. Für prickelnde Lagen war sie immer sehr empfänglich gewesen. Mehr — ein wenig mit der Gefahr spielen, hatte sie stets gereizt. Die Hauptsache blieb, die ganze Angelegenheit zog sich hübsch in die Länge und löste sich dann mit einem feuchten und einem trockenen Auge in Wohlgefallen auf! ... In Wohlgefallen auflösen? Hart schlug sie die Tasten an. In diesem Falle gab es einen gerührten Schluß mit Hochzeit. Die gute Kamilla würde mit der Zeit schon mürbe werden; wie sich aber der Rittmeister verhielt, wer konnte das ahnen? Vielleicht lachte er die Cousine aus, nachdem er sie klein bekommen. Ein ganz schreckliches Gesicht hatte er gestern in der Postagentur gemacht. Schlecht Kirschen essen mußte mit ihm sein, wenn ihm etwas nicht in den Kram paßte. Wachs würde die Kamilla in seinen Händen werden! O jegerl, einen richtigen Schreck bekam sie. Wenn Niedenstein — pah, vorläufig war sie noch da und dachte nicht ans Gehen. Der Tisch stand gedeckt, Zofe und Diener sprangen jeden Winkes gewärtig, und ein Schauspiel rollte sich hier ab, das in steter Spannung halten würde. Da rasten die Hände, der Flügel brummte. Sie hielt an. Lachte. Drehte sich um. Hinter ihr saß die Cousine am Schreibtisch mit umwölkter Stirn. Schon ein paar Bogen waren zerrissen in den Papierkorb geworfen worden ... Ja, das war alles ganz gut und

schön, aber der vernünftige Mensch denkt doch zuerst an sich selbst. Was nützte es ihr, wenn andere durch ihren Beistand sich gerührt in die Arme sanken? Ein paar Takte Wagner. Ach nein, deshalb war sie nicht hergekommen, so gern sie der guten Kamilla half. Der Berliner Fabrikbesitzer! Wahrhaftig nichts Überwältigendes! Aber er hatte sich eine Jagd gepachtet für fünfzehnhundert Mark jährlich und besaß ein Automopperl! Folglich hatte er Geld! Ein bisserl sehr spießig war der Mann nach österreichischer Auffassung. Na, dem war vielleicht abzuhelfen! ... Maria und Joseph, ihre Gedanken marschierten ja kerzengerade auf das Ziel los! Unwillkürlich hämmerten ihre Finger auf dem Flügel herum. Dann ließ sie sie in den Schoß fallen. Ein anderes Tempo mußte in die Kamilla hineinkommen! Sie wollte hier doch Menschen, nicht nur e i n e n Menschen kennenlernen. Also aufgezogen die Cousine; sträubte sie sich, mußte sie mitgerissen werden. Die ließ sie jetzt doch nicht laufen in ihren Nöten ... Einen Gassenhauer spielte die Baronesse und sang halblaut dazu.

Hinter ihr am Schreibtisch wurde der Federhalter hingeworfen.

„Herzerl, tu mir die Lieb' und klimpere net alles mögliche durcheinander. Dös halt' ich net aus! Und der Brief muß nachher gleich zur Post!"

„Du, er hängt doch net mit dem Niedenstein zusammen?"

„Was denkst du — keine Spur!"

Herumgedreht hatte sich die Therese auf dem Klaviersessel. Sah ihre Cousine an. Schwarze Striche hatte die unter den Augen, die Mundwinkel hingen herab. War ihr das Weinen nahe?

„Weißt, du mußt dein Leben umstellen!"

„Wie denkst du dir denn das?“ fragte die Gräfin mißtrauisch.

„Dich net hier einpökeln! Und durch deine Wälder laufen ist jetzt auch net das richtige! Auf einmal steht der Niedenstein vor dir! ... Und was dann kommt, mag Gott wissen! Vielleicht so etwas Unerfreuliches, wie du dir's gar net vorstellen magst!“

Schlau war sie gewesen, sehr schlau, sie sah es dem Gesicht der Cousine an, deren Mundwinkel zu zucken begannen.

„Wo anders kann er mich auch seckieren!“

„No! No! Hat man ein Automopperl zur Verfügung, ist das net so leicht! Ich möcht' auch gern Marburg sehen, den Kurbetrieb in Nauheim! Wilhelmshöhe muß auch wunderbar sein, und in der Kasseler Galerie sollen die besten Rembrandts hängen! ... Ja, und der Herr Helmboldt! Lauft in die Wälder, sein Automopperl hat Ruh', und sein Chauffeur langweilt sich, falls er sich net a Maderl hier angeschafft hat! Bezahl' Benzin und ein bisserl mehr, gib dem Chauffeur ein anständiges Trinkgeld, der Herr Fabrikbesitzer wird selig sein, wenn er dir eine Freud' machen kann!“

„Ich verpflicht' mich net gern!“

Therese Höltlin merkte, sie hatte bereits halb gewonnen.

„Sind Redensarten! Ein Jagdpächter muß dich auch mal um eine Gefälligkeit bitten, man weiß doch, wie es zugeht! Und dann, du Liebes, warum net drei grad sein lassen? Du brauchst Luftveränderung! In einem Automopperl ist man schwer zu erwischen! Wenn es sich auch nur um ein paar Tag' handelt, die der Herr Helmboldt noch hier ist, über die kämen wir weg — und du bist den ersten Schrecken los! ... Nein, nein, red' net dagegen!

Ich nehm's auf meine Kappe! Schreib dein Brieferl zu End'! Ich bring' ihn dann zur Postagentur! Ist Herr Helmboldt net da, plausch' ich mit dem Chauffeur. Wenn der ein paar Markerln extra verdienen kann, wird er sie gern nehmen. Ich setz' ihm schon die Würmer richtig in die Nas', damit mich sein Herr für den allein schuldigen Teil hält! Und wenn er selbst da ist, du, ich trau' mir zu, daß ich mit ihm fertig werde!"

„Ein so übler Gedanke ist das eigentlich net, Theres!" Zögernd sagte es die Gräfin. Da rannte die Baronesse schleunigst den letzten Widerstand über den Haufen.

„Sixt, i hab schon recht — und halt mei Köpferl hin! Und verdreh das von dem Helmboldt bei gegebener Gelegenheit a bisserl dabei! ... Also schreib zu End'!" ...

Zehn Minuten später ging die Baronesse, den Brief in der Hand, zur Postagentur. Eine kleine Hatz gab es. Auf die freute sie sich. (Fortsetzung folgt)

Denkaufgabe (Fehlerrätsel)

Alle näheren Bezeichnungen der unten angeführten Wörter sind unrichtig. Es ist daher Aufgabe, die richtigen zu bestimmen.

Die Anfangsbuchstaben der richtig gewählten Benennungswörter ergeben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort.

Ancona: Stadt in Portugal; Habicht: Singvogel; Neckar: Nebenfluß des Mains; Wartburg: Bergschloß bei Dresden; Helgoland: Insel in der Ostsee; Ganges: Strom in Persien; Toledo: Stadt in Italien; Egmont: Lustspiel von Goethe; Hans Heiling: Oper von Weber; Treue: eine Leidenschaft; Maus: ein Raubtier; Turandot: Werk von Körner; Jangtsekiang: Strom in Japan; Hildesheim: Stadt in Sachsen; Klafter: altes Raummaß; Dublin: Hauptstadt von Schottland; Scheele: bekannter Botaniker; Lichtenstein: Werk von Scheffel.

Städterätsel

Annaberg, Bautzen, Danzig, Detmold, Dortmund, Nordhausen, Nürnberg, Reutlingen.

Obige Städtenamen sind derart zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Namens, der zweite des zweiten, der dritte des dritten usw. wieder einen deutschen Städtenamen ergeben.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Der letzte Cowboy

Erzählung aus dem Westen von Rees Meekel
Genehmigte Übersetzung aus dem Holländischen
von Theresia Metzler

Es war ein kalter Abend. Draußen wütete und raste ein Schneesturm, der die ganze Natur in eisige Starre schlug und fauchend das alte Blockhaus umwehte. Die Männer im Innern fühlten sich wohlig und warm. Das Gemach war niedrig; ein rotglühender Ofen, in dem von Zeit zu Zeit Funken aufsprangen, stand in der Ecke. Was will einer mehr, wenn es draußen kalt ist?

Das Häuschen war festgefügt; ein niederes Dach lag auf einem kräftigen Unterbau, Baumstamm über Baumstamm. Manche Winter waren mit furchtbaren Schneestürmen darüber hingezogen.

Der Erbauer des Hauses, Pat Campell, saß, Pfeife rauchend, unter seinen Leuten; er war ein Mann hoch in den Sechzig und hatte viel mitgemacht. Sein Gesicht, von Furchen durchzogen, glich in der Farbe einem alten Gebetbuch; seine Augen schienen von Erfahrungen getrübt. Er war als Kind mit seinen Eltern in die Prärie gekommen und Zeit seines Lebens da geblieben, immer zwischen Pferden, Rindern und Cowmen. Die ihn kannten, gingen gern mit ihm um.

Vor einigen Tagen hatte er fast alles Vieh an eine große Konservenfabrik verkauft. Das Fortschaffen des Viehs war ihm unangenehm, aber es mußte sein. Überall ringsum siedelten sich Farmer an. Der Raum für Ranchos war zu klein geworden; die Zeit der alten, freien Prärie war vorbei, die des Ranchero für immer dahin.

Ab und zu redete er, aber wenn er erzählte, verlor er sich in eigene Erinnerungen und Gedanken. Was er sagte, war gar nicht für andere bestimmt.

Drei Cowboys und einige seiner Arbeitsleute saßen da und dort im Raum. Sie rauchten und horchten hinaus auf das schneidende, rauschende Wehen des Blizzards. Ein paar lasen in buntbebilderten Zeitschriften. Bisweilen hoben die Lesenden den Kopf, wenn Pat Campell das Wort führte. So auch jetzt.

„So ist es, Boys! Es ist schade, aber es ist nichts dagegen zu machen, unsere Zeit ist vorbei! Das war das Letzte vom Westen. Mit Tränen in den Augen — ihr mögt es wissen — habe ich vorgestern meine Rinder verkauft. Die ganze Nacht lag ich in Gedanken daran wach. Wir, die ersten, die in dieses Land kamen, die Männer dieses Landes, sind geworden wie ein Schiff, das seine Fahrt über den Ozean getan hat und in üblem Zustand an den Strand geschlagen wird. Wir können nicht weiter nach Westen als bis an die Berge, und das ist das Ende. Die Zivilisation kommt, diese Zudringliche, ha! Und sie ist weniger zivilisiert, als wir es in unserer wildesten Zeit waren."

Die Tür ging auf, und ein Mann trat ein. Ein kräftiger, strammer Kerl, hochgewachsen, aufrecht, braun, mit festem Blick in den gütigen Augen. Er brachte die Kälte mit; eine Dunstwolke umgab ihn. Sein Schafpelz hing voll Schnee.

Campell schaute den Mann an und sprach weiter: „Für euch ist es schlimmer als für mich. Ich habe meine Zeit erlebt, wenngleich der Mensch immer findet, daß er von seiner Zeit nicht genug gehabt hat. Ihr seid die letzten Cowboys des Westens."

Einen Augenblick schwieg Campell. Keiner der Boys redete ein Wort. Der zuletzt Gekommene legte den beschneiten Rock, die Mütze und die Fäustlinge vor sich auf den Boden, rieb sich die erstarrten Hände und schaute den Ranchero erwartungsvoll an.

„Streng genommen, Boys," sagte Campell, „seid ihr nicht die Letzten. Den letzten Cowboy habe ich gekannt. Das ist nun ungefähr zwanzig, dreißig Jahre her. Zu der Zeit war die Prärie noch groß, und die meisten Verkehrswege, die jetzt hindurchführen, gab es noch nicht. Damals lebten wir hier allein, wir, ein paar Indianer und Jäger, und man sah sogar da und dort einzelne Büffel. Und Pferdediebe gab es auch noch. Als er mit seinem Vater zu uns auf den Rancho kam, mag er fünfzehn oder sechzehn Jahre alt gewesen sein, ein prächtiger, mutiger Junge, aber doch noch mehr Kind als Mann.

Sein Vater kam eines Mittags auf einem fuchsroten Pferd — ich sehe es noch vor mir — angeritten, und der Junge auf einem Schimmel, auch einem prächtigen Tier. Sie besaßen ein paar Decken und ein Bündel im Sattel, Gewehre und Lassos. Das war ihr ganzes Hab' und Gut. Der Vater hieß Dick; der Junge Rapp. Der Junge gefiel uns; der Vater jedoch sah gar nicht vertrauenerweckend aus, aber in jenen Tagen gab man darauf nicht so viel. Wir nahmen sie in unsere Dienste, ohne mehr von ihnen zu wissen, als daß sie Dick und Rapp hießen, Vater und Sohn waren. Woher sie kamen, wußte keiner von uns. Sie waren da, das genügte. Man traute einem Mann ohnehin nicht weiter, als man ihn sah.

Rapp war ein lieber Junge, gefällig, willig, fröhlich und mutig. Wir mochten ihn alle gern. Er hatte das, woran wir alle einander erkennen: er war aus dem Holz, aus dem man Männer schnitzt, zäh und nicht ge-



Kühler Sommertag am Bergsee.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Scherl.

neigt zu klagen, ein wenig Sportsmann, aber vor allem für faires Spiel, was ihn selber anging, seine Kameraden, sein Pferd und alle Tiere im Rancho.

Ich verstand nicht, wie der Junge einen Mann wie Dick zum Vater haben konnte. Sie glichen einander äußerlich nicht und innerlich auch nicht. Dick war faul, gefräßig, roh und liederlich — ein Mensch, der fähig schien, alle sieben Todsünden zu begehen und noch ein halbes Dutzend andere obendrein, von denen eine immer noch tiefer in dem Lumpensack von Kerl steckte als die andere. Kurz und gut, niemand auf dem Rancho mochte den Kerl recht leiden, und keiner arbeitete gern mit ihm. Er drückte sich vor weiten Wegen und wollte in der Hitze und Kälte nichts tun. Wenn man ihn irgendwo hinschickte, war man nie sicher, wann er wieder zurückkam oder was er unterwegs anstellte.

Vater und Sohn lebten wie in einer Hundehütte beisammen. Der Junge konnte sich noch so lieb benehmen, er wurde vom Alten doch angeschnauzt; ich glaube nicht, daß er in seinem ganzen Leben ein gutes Wort von seinem Vater hörte.

Die Männer auf dem Rancho gaben sich darum alle viel mit Rapp ab. Und wenn der wüste Kerl nicht weggeschickt wurde, so geschah es nur dem Sohn zulieb, einzig und allein des Jungen wegen, der gern bei uns war und den wir alle möglichst aus Dicks Händen retten wollten.

Wie gesagt, in dem Jungen war alles, was gut ist. Er war gescheit, ehrlich, treu, bewies frommen Sinn, besaß Anstand und gute Manieren. Kurz, er war nicht gemein. Ein Mann aus einem Guß mußte aus ihm werden. Und wie gesagt, um es ihm leichter zu machen und ihn dem Einfluß des Alten zu entziehen, ließen wir

ihn so wenig wie möglich mit ihm zusammen arbeiten. Mußte ich einen Weg in die entlegene Stadt machen, dann nahm ich ihn mit. Gab es etwas Besonderes zu tun, wobei er lernen konnte, so war er immer von der Partie.

So ging es ein paar Jahre. Dick war uns allen ein beständiges Ärgernis. Aber den Jungen mußte man liebhaben. Er wuchs stark und forsch heran, konnte meisterlich reiten, verstand sich auf Land, Pferde und Rinder, und trotz seiner jungen Jahre wurde er ein Mann, auf den man stolz sein konnte. Niemand begriff, daß er Dicks Sohn sein sollte, dieses Dick, den die Boys unseres Rancho und die benachbarten Leute Skunk nannten. Und ihr wißt, wenn wir etwas verabscheuen, so ist's dieses Stinktier. Der Sohn glich diesem Vater gar nicht."

„Von wem sprecht Ihr da, Ranchero?" fragte der Cowboy, der zuletzt gekommen war.

„Von Rapp. Du hast doch den kleinen Rapp noch gekannt, Eduard? Rapp, den Sohn des Dick!"

Eduard, der älteste der Leute, war schon viele Jahre auf dem Rancho, der Vordermann, ein stiller Mensch und ruhiger Arbeiter.

„Nein," sagte er, „das war vor meiner Zeit."

Er ging auf den glühenden Ofen zu, brannte daran ein Zündhölzchen an und führte es an die Pfeife. Dann begann er: „Was ich sagen will, Ranchero, zwanzig oder dreißig Ochsen sind durch die Umzäunung ausgebrochen. Wohin sie sind, weiß ich nicht, aber sie sind fort, wahrscheinlich die Foothills hinein."

Campell schaute starr vor sich hin.

„Wahrscheinlich die Foothills hinein. Ich werde ihnen morgen früh nachgehen."

„Aber doch nicht bei diesem Sturm!"

„Der wird nicht ewig dauern. Ich gehe gleich ins Bett. Dann kann ich morgen zeitig nachspüren."

Er stand auf, hob Rock, Mütze und Handschuhe vom Boden auf und wandte sich der Tür zu. Dort drehte er sich noch einmal um und sagte: „Wohl zu ruhen, alle miteinander! Bei dem Wind wird sich gut schlafen lassen."

Er trat in eine Dunstwolke hinaus, die wie wütend vom Freien auf den glühenden Ofen losstürmte.

Schweigend und als hätte er vergessen, was er eben erzählt hatte, saß Campell da.

„Ranchero! Wie war's weiter mit Rapp?" fragte ein Mann.

„Ja, richtig, Boys. Ich dachte eben an die verlaufenen Ochsen. Also weiter von Rapp. Wo war ich? — Ich weiß schon. — Rapp und sein Vater, der Dick. Wie gesagt, damals ekelte uns vor Stinktieren."

„Wie heute auch noch!" rief einer der Boys.

„Aber nicht weniger hatten wir allen Pferdedieben den Tod geschworen. Damals gaunerten etliche solcher Kerle in unserer Nachbarschaft umher, und wir konnten sie nicht fassen. Wir organisierten Kopfjagden mit den Nachbarn, aber die Diebe waren immer rascher als wir. Dazu kam noch eins. Wir sind hier bloß ein paar Tage von der Grenze entfernt, und ein Dieb aus Kanada war in den Staaten frei; einer von hier konnte mit der Beute ungehindert abziehen, wenn es ihm gelang, über die Grenze zu kommen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als Wachtposten aufzustellen, Lager zu errichten, die Pferde im Rancho streng zu überwachen und uns auf diese Weise zu bemühen, die Diebe zu erwischen.

Um es euch gleich zu sagen, Boys, wir hatten Dick, den Skunk, stark im Verdacht, daß er in Verbindung mit der einen oder andern Diebsbande stehe. Um möglichst

bald zu erfahren, ob wir uns täuschten oder nicht, übertrug ich ihm in den ersten Wochen einmal die Wache — wir lösten die Posten von Woche zu Woche ab —, also die Wache mit seinem Sohn, und zwar nahe der Grenze. Etwa hundert Pferde standen unter ihrer Obhut.

Im Winter war's. An der Stelle, wo sich die Pferde befanden, stand eine alte Hütte. Auch ein Brunnen war da. Ihr kennt ihn wohl alle, den Hufeisenbrunnen.

Bevor Vater und Sohn auszogen, nahm ich Rapp beiseite, schaute ihm tief in die Augen und sagte: ‚Ich habe es deinem Vater auch schon klargemacht, Rapp: es ist eine schwere Aufgabe. Du kannst daheim bleiben, wenn du willst.‘

Da sagte der Junge: ‚Nein, Ranchero, ich will lieber mit. Ihr wißt, ich fürchte mich nicht.‘

Er hielt so schneidig den Karabiner, wie ein Schuljunge die erste Zigarette.

Ich schaute ihm ernst und tief in die Augen. ‚Ich bin immer aufrichtig gegen dich gewesen, Junge,‘ sagte ich, ‚du sollst es wissen: wir haben deinen Vater im Verdacht. Möchtest du deshalb nicht doch lieber hierbleiben?‘

Er hielt meinem Blick stand und antwortete ruhig und entschlossen: ‚Nein! Ich habe ihn auch im Verdacht.‘

Ich fuhr auf. ‚Weißt du etwa mehr?‘

‚Nein, aber ich bin überzeugt, daß jemand von unserm Rancho oder aus der Nachbarschaft die Hand im Spiel haben muß, und ich fürchte, es ist mein Vater.‘

Er sprach ruhig wie ein erwachsener Mann. Damals war er etwa achtzehn Jahre alt.

‚Es wäre doch besser, du gingst nicht. Was könntest du wagen gegen ihn zu tun?‘

Hochaufgerichtet stand der Junge vor mir.

‚Hört, Ranchero! Weil Ihr mir Vertrauen geschenkt

habt, so tue ich es Euch gleich. Ich werde ihm gegenüber so handeln, wie ich muß! Ich will meine Pflicht tun. Sollte er der Dieb sein, so habe ich lieber die Schande da hinten mit ihm allein, als daß einer der Boys zurückkommen und sagen könnte: ‚Dein Vater war es! Du bist der Sohn eines Diebs.' Ich komme zurück, Ranchero, mit meinem Vater und den Pferden, oder ohne meinen Vater, aber mit den Pferden, oder ich komme nicht mehr. Ihr könnt Euch auf mich verlassen, so wahr es einen Gott gibt.'

Das war ein Manneswort, deuchte mich, und ich wußte nicht, was ich noch sagen sollte. Ich griff nach meinem Revolver, und wenn ich auch lieber mit Rapp ein Vaterunser gebetet hätte, wie es meine Mutter mit uns gebetet hatte, wenn einer von uns Jungen von daheim weit fort zog, so gab ich ihm doch die Waffe und sagte: ‚Steck' das zu dir, Junge, und halte es verborgen. Wer weiß, ob du sie nicht brauchen wirst.' Rapp nahm die Waffe und ging."

Der Ranchero erhob sich, stocherte die Glut im Ofen zurecht, warf ein paar Schaufeln Kohlen darauf und schaute die zuhörenden Männer nacheinander an. Dann sprach er: „Am folgenden Tag war ungefähr ein Wetter wie heute. Es tat mir leid, daß ich Dick und Rapp hatte ziehen lassen. Der Blizzard hielt zwei Tage und zwei Nächte lang an, und der dritte Tag begann mit einer ungeheuren Kälte von vierzig, fünfzig Grad unter Null. Im Haus oder auf dem Rancho konnte ich's nicht aushalten. Es trieb mich hinaus. Ich zog mich so warm wie möglich an, band mir ein paar Decken auf den Sattel, Proviant für einige Tage. Auch eine Flasche Kognak und Waffen nahm ich mit. Vor mir lag eine Entfernung von ungefähr vierzig Meilen. Den Weg hätte ich im Traum gefunden. Ihr kennt ja alle den Brunnen! — Aber

noch nie in meinem Leben war mir so kalt gewesen, und noch nie war mir der Tag so lang vorgekommen wie an jenem Tag. Die Kälte brannte und schnitt, zwang einem unausgesetzt die Lider zu, nagte einem an der Nase und den Gliedmaßen. Das Pferd unter mir sah aus, als müsse es jeden Augenblick zu Eis erstarren."

Die Männer nickten. Alle kannten die kalten Tage, an denen einem Mark und Bein zu erfrieren droht.

„Aber schrecklich empfand ich die Kälte doch nicht, und so ganz mit mir selber beschäftigt war ich auch nicht, daß ich nicht immer wieder an Rapp gedacht hätte. Eine unerklärliche Unruhe trieb mich fortwährend, an ihn zu denken. Dann und wann kam es mir so vor, als hörte ich ihn rufen, und dann wieder, als stöhne er. Ich bückte mich wahrhaftig manchmal, um zu sehen, ob er nicht steif und leblos irgendwo im hohen Schnee läge.

Der Blizzard hatte den Schnee wie Staub über die weite Ebene gejagt. Weit und breit sah man keine Spur von einem Menschen oder sonst einem lebenden Wesen — nichts als der weiße Schnee und der blaue, starre Himmel, in dem die Sonne kalt wie eine Bronzescheibe stand.

Gegen Mittag kam ich zur Hütte am Hufeisenbrunnen. Schon von weitem hatte ich gesehen, daß aus dem Schornstein kein Rauch stieg. Es war also niemand darin. Das Gefühl der Unsicherheit in mir schwand. Ich wußte gewiß, daß etwas Besonderes vorging.

In der Hütte war niemand. Im Schnee fand ich keine Spur von Pferden oder Menschen; alles lag einsam und verlassen.

Ich stellte mein Pferd in den Stall. Seinerzeit war hinter der Hütte ein Verschlag gebaut worden, groß genug, um einige Pferde unterzubringen. Dann wusch

ich mir das Gesicht mit Schnee und rieb mich gut ab, denn ich merkte, daß sich der Frost tief in mich eingefressen hatte. Ein paarmal ging ich noch hin und her, stapfte und stampfte tüchtig mit den Füßen, um mein Blut ein wenig in Bewegung zu bringen.

Dann trat ich in die Hütte, machte Feuer im Ofen, schmolz Schnee im Wasserkessel, aß ein Stück Brot und bereitete mir einen Tee.

Ich saß auf dem Feldbett, das an einer Wand stand. Wie ich so dasaß und nicht recht wußte, was ich tun sollte, betrachtete ich die getünchte Wand, die über und über mit Bleistift beschrieben ist: Namen von Cowboys standen da, Namen von Pferden und allerlei Sprüche. Ich schaute eine Weile ohne besondere Aufmerksamkeit hin, da trieb mich plötzlich etwas auf. Ich las: ‚Es ist so, wie wir dachten. Rapp.‘

Da stand es kurz und klar. Ich fing an, laut mit mir zu reden. Sie sind also hier gewesen. Und es ist so, ‚wie wir dachten‘. Dick ist ein Dieb! Sein Vater ist ein Dieb, und der Junge hat gehandelt, wie er mußte. Er hat seine Pflicht getan . . .

Ich darf es euch wohl gestehen, Boys, mir kamen Tränen in die Augen; es war mir zuviel geworden. Zweimal, seit ich hier in der Prärie bin, kam mir Wasser in die Augen. Vor vielen, vielen Jahren, als ich die Nachricht erhielt, meine Mutter sei gestorben, und das zweitemal vor den Worten an der Wand in der Hütte.

Ich stand auf, sattelte mein Pferd und begann zu reiten. Südwärts zu reiten. Gegen die Grenze zu, in die Richtung, wo die Diebe gewöhnlich ihren Raub in Sicherheit zu bringen suchten.

Südwärts also! — Ich ritt schon eine Weile, als ich merkte, daß die Sonne unterging. Da wurde ich unsicher.

Die Kälte war ungeheuer, kaum zu ertragen. In der Nacht würde es kalt werden wie am Nordpol. Was suchte ich in dieser kalten Nacht? . . .

Ich kehrte zur Hütte zurück, stellte mein Pferd wieder ein, schürte das Feuer und fühlte mich so einsam und elend, als gäbe es keinen Gott im Himmel.

Ihr wißt, Jungens, daß ich immer dabei war, wenn es um mein Recht ging, daß ich mir nicht den Käse vom Brot wegessen ließ, und daß ich, wenn jemand wagte, mir ein Kalb zu stehlen, zwei von ihm forderte.

An jenem Abend in der Hütte war es aber anders. Hundert Pferde waren weg, aber ich dachte nicht an den Verlust. Ich dachte nur an den Jungen, an Rapp, der in dem Augenblick Gott weiß wo sein Leben preisgab um etwas, was er tun mußte, weil es seine Pflicht war. Und, Boys, bei der Pflichterfüllung ging's nicht um meine Pferde, an die dachte ich gar nicht. Es ging — ich kann's nicht anders sagen — es ging um das Licht in uns, um das Herz, um das in uns, was das Leben zu etwas anderem macht als dem Dasein wilder Tiere.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen; und ich wollte auch nicht schlafen. Ich hatte anderes zu tun. Ich lag wach und starrte immer wieder auf die Schrift an der kalkweißen Wand. Drei- oder viermal trat ich hinaus. Durch die weiße Nacht ging ein Sausen und Rauschen. Sterne funkelten am kalten Himmel, und im Norden spielte zwischen den Sternen und der unendlichen Bläue das Nordlicht vielfarbig und golden wie in unsern Träumen, da wir noch Kinder waren.

Ungefähr Mitternacht mag es gewesen sein. Ich konnte mich noch immer nicht entschließen, die Augen zuzumachen und zu schlafen, da hörte ich ein Geräusch. Es kam von dem rückwärts angebauten Verschlag her, in dem mein

Pferd stand. Ich dachte zuerst, mein Pferd sei unruhig geworden. Denn das Stampfen eines Pferdes war deutlich zu hören. Dann hörte ich Schritte, das Knirschen des Schnees, Pferde, Pferde.

Ich stieß die Tür auf. Das Licht fiel hinaus. Erschreckte Pferde stiegen zuerst scheuend hoch. Dann blieben sie neugierig stehen. Eines davon erkannte ich im Schein des Lichts, der aus der offenen Tür fiel, es war eines meiner Pferde. — Die Pferde!

Sie waren weiß und rauh vor Frost. Verträumt standen sie vor der Hütte und dem kleinen Stall. Mein Sattelpferd wieherte; dann sah ich den Mann, der die Pferde gebracht hatte. War das Rapp?

Ich wagte meinen Augen nicht zu trauen und fragte: ‚Bist du's, Rapp?'

Keine Antwort! — Aber ich sah, wie der Mann das Gewehr aus dem Sattel nahm, es gegen mich richtete, vom Pferd sprang und im hohen Schnee stecken blieb.

‚Wer da?' rief der Mensch mit einer Stimme voll Schmerz, Unwillen und Wut.

‚Ich bin's: Pat Campell. Ich bin's, Rapp!'

‚Ranchero!'

Er konnte nicht gehen. Er kroch bloß. Seine Füße waren steif und erfroren."

Campell stand wieder auf, stocherte im Ofen, legte ein paar Schaufeln Kohlen auf die Glut und setzte sich wieder hin.

„Es war Rapp! Es war mehr an ihm erfroren als die Füße. An allen empfindlichen Körperteilen hatte ihn der Frost getroffen. Im Stall bei den Sattelpferden begann ich, an ihm aufzutauen, was sich auftauen ließ. Ich rieb ihm Gesicht, Hände und Füße mit Schnee ein, steckte seine Füße in kaltes Wasser und rieb sie wieder. Gott,

Jungens, ihr wißt es wohl, wie das schmerzt, höllisch schmerzt, wenn das Blut in die erfrorenen Füße zurückkehrt. Es war eine unmenschliche Nacht. Ich mußte an dem Jungen wie ein Henker handeln, ihn quälen und peinigen, aber ich mußte es tun, um ihn zu retten. Er weinte wie ein Kind und knirschte vor Schmerz mit den Zähnen. Er flehte mich an, ihn seinem Schicksal zu überlassen, fluchte mir und schlug mich ins Gesicht. Ich achtete nicht darauf, tat, was sein mußte, und sagte ihm: ‚Rapp, wir tun, was unsere Pflicht ist, was Gott will und das Leben fordert.'

Gegen Morgen war er gerettet. Erschöpft sank er in Schlaf, und ich fiel vor Ermüdung neben seinem Lager zu Boden. So etwas nimmt den ganzen Menschen mit."

Pat Campell schwieg. Eine Weile saß er still da; ein seltsames Muskelspiel bewegte seinen Mund.

Dann schaute er die Leute der Reihe nach an und sprach weiter: „Aber nun will ich euch auch erzählen, was geschehen war. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, sind es heute gerade zwanzig Jahre.

Gegen Mittag erwachte Rapp. Er weinte wie ein Kind, das aus einem bösen Traum auffährt; ich dachte, er weine vor Schmerz. Ich kenne das ja, den furchtbaren Schmerz des Auftauens.

Das erste, was ich da hörte, waren die Worte: ‚Er ist nicht mein Vater.'

Im Augenblick schien mir alles klar.

‚Rapp, Junge, was ist geschehen?'

Ich saß an seinem Bett und hielt in der Rechten ein Täßchen heißen Tee, das ich ihm reichte. Er faßte meine linke Hand; schaute mich verlegen an, ließ sie wieder los und sah verzweifelt unglücklich aus.

‚Ranchero, er war nicht mein Vater!'

‚Trink, Junge, trink! Es wird dir gut tun.‘ Ich hatte ein wenig Kognak in den heißen Tee gegeben, und es tat ihm wohl. Er mußte lächeln, ob er wollte oder nicht, so erquickte ihn der Trunk.

‚Das tut mir wohl!‘

‚Du hast sicher die ganze Zeit über nichts gehabt?‘

Es kam mir vor, als wären in den drei Tagen Jahre vergangen.

‚O doch, mein Brot.‘

Ach, Jungens, das Brot! Ihr kennt es so gut wie ich, ein gefrorener Klumpen, auf dem die Butter wie Hagel liegt und das Fleisch mit Eisnadeln gespickt, daß man's im Mund erst auftauen muß. Ich gab ihm etwas zu essen. Er aß gierig. Ich sah es an allem, er war gerettet.

‚Es war nicht mein Vater, Ranchero.‘

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, und zündete meine Pfeife an.

‚Ach ja, rauchen,‘ stammelte der Junge.

Ich gab ihm eine Zigarette. Er rauchte, kostete, schmeckte mit der Zunge, betrachtete die Zigarette und schwieg, solange er rauchte. Als die Zigarette aus war, warf er das Stümpchen zum Ofen hin, schaute mich ernst an und sagte wieder: ‚Er war nicht mein Vater.‘

Was sollte ich dazu sagen? — Es mußte doch wahr sein, nicht wahr? — Darum antwortete ich: ‚Ich dachte es mir wohl, Junge. Ich hatte es immer gedacht. Aber wem gehörst du?‘

‚Das habe ich ihn nicht sagen hören.‘

Wir schwiegen lange. Ich hörte die Sattelpferde scharren und stampfen; sie wurden unruhig vor Hunger. Ich ging hinaus, gab ihnen ein wenig Hafer und kehrte dann in die Stube zurück.

Unmittelbar vor der Hütte weideten die anderen

Pferde, prustend scharrten sie im Schnee und suchten das verdorrte Sommergras unter der winterlichen Decke.

Von den Pferden hatten wir noch nicht gesprochen.

Kaum hatte ich die Füße über die Schwelle gesetzt, da sah ich Rapp am Rand der Pritsche sitzen. Er hielt eine brennende Pfeife in der Hand. Nun sagte er: ‚Wir gingen von zu Hause fort und fanden hier in der Nähe die Pferde. Sie waren alle beisammen, und wir verbrachten die Nacht in der Hütte. Am Morgen rief mich Dick und sagte: ‚Na, Junge, das ist eine prächtige Gelegenheit. Daß ich's gerade heraus sage: wir gehen mit den Pferden gleich in die Staaten hinüber und kommen nicht mehr zurück. Schnell, schnell, vorwärts!' — Er ging in den Stall, und ich hörte ihn, wie er sich an den Sätteln zu schaffen machte. Ich wußte nicht recht, was ich nun tun sollte. Aber ich schrieb mit Bleistift an die Wand. Da schaut her, Ranchero, das da, hier auf der Wand! Ich dachte mir, kommt Ihr hierher, und ich komme vielleicht nicht mehr zurück, so wißt Ihr doch, daß ich getan habe, was ich konnte. — ‚Komm, Rapp!', rief Dick aus dem Stall, ‚wir müssen schnell fort!' — Ich steckte den Revolver, den Ihr mir gabt, so, daß ich ihn schußfertig bei der Hand hatte, und trat aus der Hütte. Dick saß im Sattel; ich merkte, daß mein Karabiner an seinem Sattelknopf hing.

Da ward mir klar, daß ich ohne den Revolver ihm wehrlos ausgeliefert sei, und ich wußte, daß ich so vorsichtig wie möglich sein mußte und meiner Hände sicher, wenn ich etwas unternahm.

Ich stieg zu Pferd, ritt an ihn heran und sagte: ‚Ich suchte meinen Karabiner, aber nun sehe ich, Ihr habt ihn da, Vater.'

Er schaute mich finster und mordgierig an und schrie

mir zu: ‚Hör', Junge, wir fahren jetzt mit den Pferden in die Staaten hinüber ab. Hundert Stück sind's. Das gibt ein hübsches Geld. Wenn du dich weigerst, schieße ich dir das Reitpferd nieder und lasse dich im Schnee laufen. Weißt du, was das heißen will?' — Er lachte widerlich und falsch, und ich bekam solche Angst, daß ich rief: ‚Ich tue ja alles, was Ihr wollt!'

Nun ritten wir, die hundert Pferde vor uns hertreibend, gegen Süden. Er spornte die Tiere an und trieb zur Eile. Mir war das Herz schwer, und ich schämte mich, daß ich mit meinem Vater den Pfad von Dieben und Räubern zog.

‚Denk dran,' mahnte er einmal, ‚wenn wir erwischt werden, kostet es deinen Kopf so gut wie meinen. Sie knüpfen uns beide auf!'

Dann fing der Schneesturm an. Er begrüßte den Blizzard fast freudig; der Wind kam von Norden und blies uns in den Rücken. Der Schnee wirkte wie ein Vorhang, der uns verbarg.

Aber ich hatte bald genug. Das Herz schlug mir wild vor Scham und Schmerz, ich mußte etwas gegen ihn wagen, jetzt gleich oder später. Hoffnungslos kam es mir vor, meine Pflicht zu tun, und doch mußte ich handeln. Ich mußte! Etwas in mir, in meinem tiefsten Innern trieb mich dazu an, gegen ihn vorzugehen, weil ich Euch mein Wort gegeben hatte, Ranchero. Vor allem aber, weil es um viel mehr ging, als um die hundert Pferde, weil es um alles ging, was der Mensch wert ist! Denn ein Kerl wie mein Vater — Ihr müßt Euch vorstellen, daß ich ihn noch immer dafür hielt! — wollte ich nicht werden. Ich war ein anderer Mensch, das fühlte ich.

Es ging schon gegen Mittag, und der Sturm tobte und wütete. Die Pferde liefen tüchtig mit dem Wind;

dichte Schneeschleier hingen zwischen ihm und mir, streiften uns kalt und schneidend, aber sie trennten uns auch. Er saß tief in den Kragen seines Schafpelzes geduckt, trieb die Pferde an und achtete genau auf die Tiere. An seinem Sattelknopf hingen die Karabiner, und ich lauerte und sann vergeblich darüber nach, wie ich sie mit einem sicheren Griff wegnehmen könnte.

Da war eines der Pferde stehen geblieben und schnüffelte nach einem dürren Grasbüschel unter dem Schnee. Seine Aufmerksamkeit war dadurch abgelenkt worden. Da gab ich meinem Pferd die Sporen und wagte den Griff. Fest hielt ich die beiden Karabiner in meiner Linken und in der Rechten den Revolver und schoß sein Pferd ins Ohr, daß es mit einem dumpfen Fall in den Schnee stürzte. Er lag daneben und fluchte vor Überraschung wütend.

Ehe er sich aufrichten konnte, hatte ich die Pferde in Trab gebracht und war rasch so weit von ihm weg, daß er mich nicht mehr erreichen konnte.

Ich hörte ihn noch fluchen und toben. Er raste wilder als der Blizzard. Und wißt Ihr, was er rief, Ranchero? — Was er durch den Schnee und den Wind hinschrie? — ‚Ich bin nicht dein Vater; ich bin nicht dein Vater! Aber wer dein Vater ist, sag' ich dir auch nicht!' Dazu fluchte und stotterte er lästerlich und erbärmlich.

Und ich glaubte ihm, Campell. Er war nicht mein Vater. Aber erklärt mir das: Warum mußte er mir das in dem Augenblick sagen als Letztes, was ich von ihm hörte? — Warum, warum?"

Der Ranchero schwieg, schloß die Augen und hielt das Haupt geneigt, als lausche er einem Geräusch in der Ferne. Um das Blockhaus raste der Blizzard, und es war, als ginge das ihm besonders nahe: das Rauschen und Rieseln des jagenden Schnees.

„Schlechtes Wetter, Jungens, böses Wetter!" sagte er und erzählte weiter: „Am folgenden Tag ritt ich mit Rapp gegen Süden. Das Wetter war milder geworden. Wir stießen auf Dicks Sattelpferd, aber Sattel, Decken und Kopfgestell waren verschwunden. Von Dick fanden wir keine Spur, und ich hörte nichts weiter von ihm. Nur einmal erzählte mir ein Ranchero, daß er ihn in Seattle gesehen. Wenigstens hatte er gemeint, es sei Dick gewesen. Er sei es sicher gewesen. Aber der Mann habe ein hölzernes Bein gehabt und sei als Nebentorwart in einem Hotel bedienstet gewesen, darum habe er gezweifelt."

Campell schwieg.

„Und Rapp?" fragten die Männer.

„Ja, Rapp! Jungens, ihr wißt, daß ich euch alle für tüchtige Kerle halte, alle, wie ihr dasitzt. Aber Rapp ist für mich der letzte Cowboy des Westens. Unsere Zeit ist vorbei, und eine Zeit, wie diese war, kommt nicht wieder, denn es ist kein Raum mehr."

„Was ist mit Rapp geschehen?" drängten die Jungen.

Ernst schaute Campell seine Leute an.

„Er ging nach Norden, an den Peace-River, und ich habe nie mehr seinen Namen nennen hören."

Der Ranchero schaute auf die Uhr.

„Schon so spät? Zeit zum Schlafengehen."

Die Männer erhoben sich, um ihr Lager aufzusuchen.

„Sagt dem Rapp . . ."

„Dem Rapp?" fragten sie verwundert.

„Ach, ich hab' ihn noch immer im Kopf. Sagt Eduard, er brauche morgen nicht nach den verlaufenen Ochsen suchen, das Wetter ist zu schlecht."

Die Männer gingen mit kurzem Gutenachtgruß.

Eduard schlief schon, als die Leute zu Bett gingen.

Beim Morgengrauen machte er sich auf die Suche nach den ausgebrochenen Ochsen. Der Sturm, der die ganze Nacht gewütet, hatte sich etwas gelegt, und man konnte hoffen, er habe ausgetobt.

Aber am Mittag erhob er sich mit erneuter Gewalt und steigerte sich zum Orkan, der vier Tage lang anhielt, Schnee und Kälte durcheinander wirbelte, wogte und blies und vierzig, fünfzig Grad unter Null ins Land warf.

Sogar Pat Campell hatte selten solches Wetter mitgemacht.

„Eduard ist gewiß irgendwo unter Dach bei einem Ranchero oder einem Farmer, denn sonst ..."

Als der Sturm ausgetobt hatte und der Himmel sich wieder lichtete, zogen die Leute auf die Suche nach Eduard aus. Sie fanden ihn am Rand der Hufeisenschlucht bei den Ochsen, noch zu Pferd, aber starr und steif im haushohen Schnee.

Die Cowboys brachten Campell die traurige Botschaft.

„Ach," klagte der Ranchero, „ich hatte nichts anderes von ihm zu erwarten! Er ist wie ein Mann auf seinem Posten gefallen, mein alter, treuer Rapp."

Die Männer sahen einander an. Wie lag doch der Name dem Ranchero immer noch am Herzen.

„Rapp, Rapp ...!"

Campell blickte seinen Männern in die erstaunten Gesichter. Der Mann, der im Leben schon so viel erfahren, hatte Tränen in den Augen.

Die Cowboys verstanden ihn und schauten zu Boden. Es war ein Gruß an den letzten Cowboy des Westens.

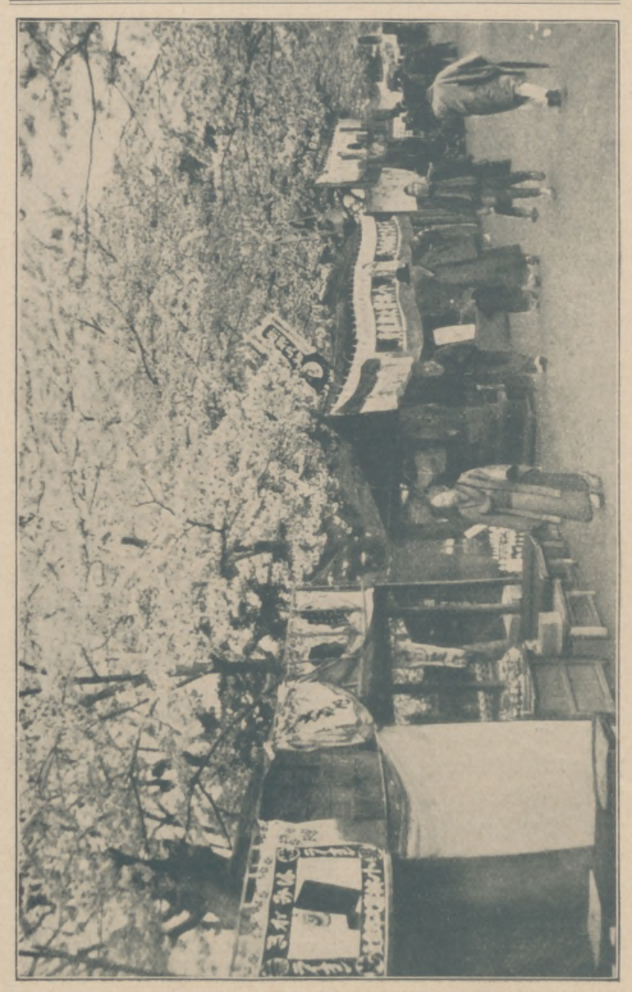
Das Blumenjahr der Japaner

Von Joschi Sana / Mit 9 Bildern

Wenn im Reiche des Mikado Mitte März das milde Licht des Vollmondes den ebenmäßigen, schneebedeckten Kegel des heiligen Fuji beleuchtet, wenn die Luft in den Gärten und Hainen sich mit dem lieblichen, zarten Duft der Pflaumenblüte mischt, dann steht das Land im Zeichen des kommenden Frühlings. Wie das japanische Volk sagt, wird dann „O-tsuke-sama", der Geburtstag des Mondes, gefeiert, der in die neunzehnte Nacht des zweiten Mondes des Jahres fällt und der, ehe Japan zum Gregorianischen Kalender überging, des Jahres Anfang war.

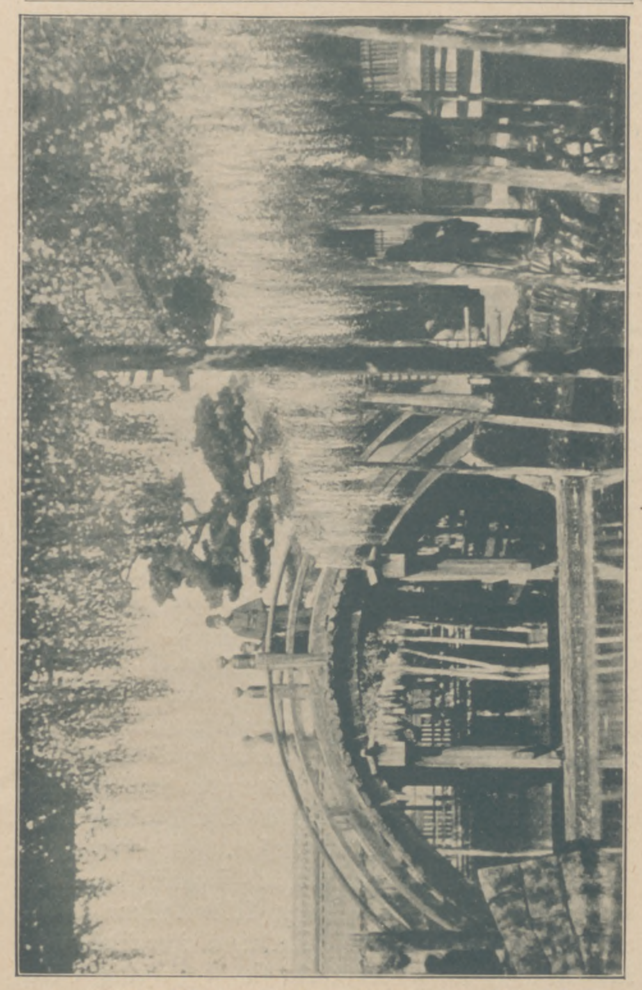
Seit Jahrtausenden ziehen sich durch die Psyche des Volkes drei Schöpfungen der Natur, denen besondere Liebe und Verehrung gezollt werden. Das sind der Schnee, der Mond und die Blumen: Setsu, Getsu und Kwa. Jedermann weiß, wie geschickt die japanischen Künstler diese Dreieinigkeit in ihren reizenden Malereien mit wenigen Strichen vereinigen. Auf jedem Stück Seide, jedem Fächer, jeder Vase, jedem Wandschirm und jeder Landschaft findet man diese niedlichen Motive und bewundert stets die schlichte und doch so anmutige Wiedergabe.

Die Liebe zu den Blumen ihres Landes ist so groß und so tief eingewurzelt, daß die Japaner das Jahr nach den Blütezeiten eingeteilt haben. Den Zeiten der Pflaumen- und Kirschblüte folgt die Pracht der Iris, des Lotus und der Wistaria, und nachdem die herrlichen Päonien,



Kirschblütenfest in Japan an den Ufern der Sumida.

Chrysanthemen und Kamelien Auge und Herz erfreut haben, kommt wieder der Winter mit seinem Schnee.



In einem japanischen Park während der Wistariablüte.

„Ume", die Pflaumenblüte, diese zartweiße, duftende, den Frühling verkündende Schöpfung der Natur, genießt

eine tiefe Verehrung, die jedem Ausländer, dem sich die japanische Volksseele nicht erschließt, unverständlich bleibt, und die er am allerwenigsten begreift, wenn er einen Garten mit vielen Generationen alten knorrigen, verwachsenen, schwarzen, mit Moos und Flechten bedeckten, durch Pfähle und Steinsäulen gestützten oder auf dem Erdboden hinkriechenden Bäumen sieht. Auf Bänken, bedeckt mit roten Tüchern, sitzen Männlein und Weiblein, lustwandeln und feiern das hohe Fest der „Pflaumenblüte". Alte Männer, Gelehrte mit der Brille auf der Nase, in tiefes Nachdenken versunken, hocken hier, schlürfen ihren Tee, rauchen die kleinen Pfeifen und betrachten unverwandt die zarten Blüten. Ist einem ein neuer Lobvers auf die rosa Blütenpracht eingefallen, werden Tinte, Feder und Papier aus dem Gürtel gezogen und eine stimmungsvolle Ode verfaßt. Mit glückstrahlendem Gesicht steht dann der Dichter auf, fährt in seine Holzsandalen, bindet seinen Papierstreifen an ein Zweiglein des Baumes, der ihn dazu begeisterte, und eilt davon. Obwohl andere Verehrer der Blüte das Gebaren des alten Dichters beobachtet haben, wird doch niemand wagen, das Blättchen gleich abzunehmen, um seine Verse zu lesen. Nein! Der wohlerzogene Japaner weiß sich zu beherrschen. Erst wenn der Verfasser des Gedichts verschwunden ist, sucht man den Wissensdrang zu stillen. Man liest und freut sich über die Verse und sucht sie durch andere zu übertreffen.

Die Pflaumenblüte gilt als das Symbol der Hoffnung, der Kraft und eines langen Lebens. Wenn an den ersten Frühlingsabenden die Nachtigall ihre Weisen erklingen läßt, wenn die Leute sich gegenseitig Glück wünschend sprechen: „Man zai Raku", das heißt: Alles Gute für die nächsten zehntausend Jahre, werden von

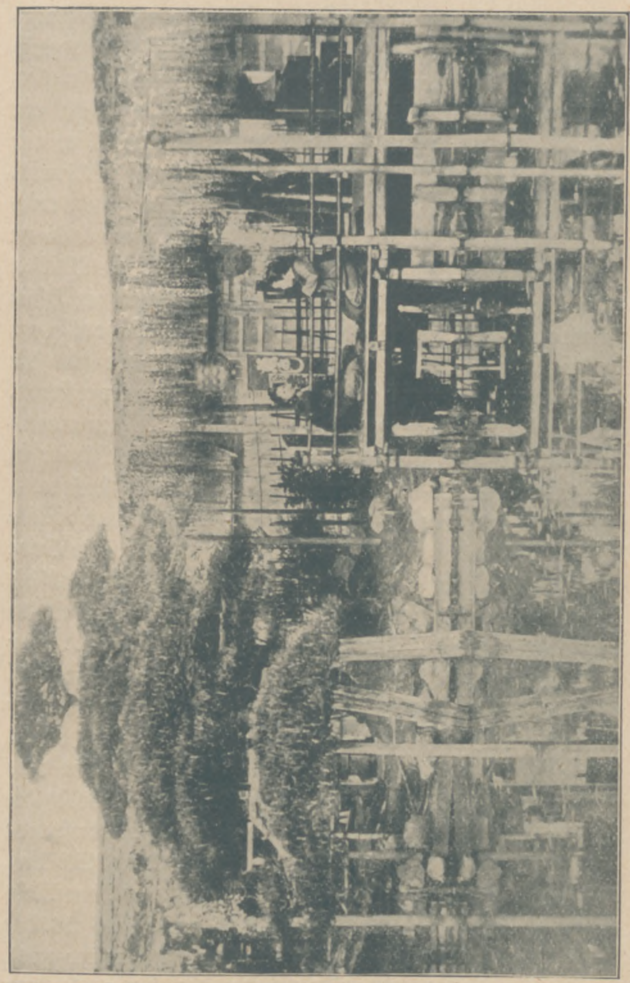


In langen Trauben hängen die Wistariablüten vom Dach eines Balkons herab.

den Vornehmen teuere Zwergpflaumenbäumchen, die von den Gärtnern mit unendlicher Geduld und Sorgfalt

gezogen wurden, als Neujahrsgeschenke an gute Freunde und Bekannte geschickt. Durch Beschneiden, Im-Dunkeln-Halten und dem dadurch erreichten Zurücktreiben der Säfte sind die kleinen, verkrüppelten Stämme gezüchtet worden, und durch die gleiche Behandlung sucht man sie so zu erhalten. In gewissen Gegenden des Landes, so auf den „Yamatohügeln", ferner in „Tsukigase", gedeihen diese wetterharten Pflaumenbäumchen ganz besonders gut. Von dort beziehen die Züchter ihr Material, um dann alle möglichen Triebe aufzupfropfen, damit die unendliche Skala in Blüten erreicht wird. Es gibt so viele Zwischenfarben, daß sie nur ein intimer Kenner alle zu unterscheiden vermag. Wohlbekannt sind dreißig weiß- und fünfundzwanzig rosablühende Sorten. Die zwischen diesen beiden Farbtönen liegende Einteilung beginnt beim zartesten Rosahauch und setzt sich fort bis zu tiefrosatoniger Färbung. Es gibt aber auch jakobinerrote, blaßgelbe, vollgelbe, bläuliche und grünliche „Ume". Von künstlerischen Abarten seien nur die purpurne, die fuchsinfarbene, die kastanienbraune mit gelbem Kelch und die jasminfarbene mit karmesinrotem Kelch erwähnt. In jedem Jahr werden neue Kreuzungen gezüchtet. Mit den Zwergbäumchen ist es das gleiche. Einzelne Züchter überbieten sich darin und leisten so Erstaunliches, daß es Hunderte von Namen dieser Art gibt.

Geht die Pflaumenblütenzeit dem Ende zu, beginnt die „Sakura", die Kirschblüte. Während die widerstandsfähigere „Ume" oft im tollsten Schneefall ihre verschiedenfarbenen Knospen zeitigt und die Blüten entfaltet — ein solches Blütenbild im Winterrahmen ist das höchste Entzücken der in dickwattierte Winterkimonos eingehüllten Japaner —, sind für das kommende Kirsch-



Blühende Wistaria in einem der Teegärten von Tokio.

blütenfest Wärme und Sonne nötig. In langen Zeitungsaufsätzen wird täglich von dem Fortschritt der „Sakura"

berichtet, und das Volk wird eingeladen, billige Fahrgelegenheiten auszunützen, um die Schönheit der aufbrechenden Knospen zu bewundern.

Der Kirschblütensonntag im „Uyenopark" ist ein Festtag für ganz Tokio. Die Doppelallee am Ufer der „Sumida", dem sogenannten „Tunnel der Blüten", wimmelt zu dieser Zeit von Menschen. Arm und reich erfreut sich hier an der Pracht der blühenden Bäume und atmet den Duft in vollen Zügen. Durch die Massen von Fußgängern schlängeln sich Rikschahgruppen. Zusammengehörige, die in den zweirädrigen Wagen sitzen, haben seidene Schale einer bestimmten Farbe um die Köpfe gewickelt, um sich im Gedränge nicht zu verlieren. Hübsche Japanerinnen winken mit ihren Schirmen und kokettieren mit den Vorübergehenden. Die Verkäufer in den fahrenden Teebuden machen glänzende Geschäfte.

Am Abend erreicht der Freudentaumel seinen Höhepunkt; Tausende von Lampionen flammen auf, jede Bude ist beleuchtet. Leise rieseln weiße Blütenblätter auf die Spaziergänger herab. Wer eins erhascht, drückt es an die Stirn und ans Herz. Tempelglocken erklingen harmonisch aus der Ferne. Überall eitel Lust und Freude! Vor den „Sakébuden" herrscht Hochbetrieb. In Strömen fließt der Reisbranntwein, der jung am besten schmeckt. Es fällt angenehm auf, daß man keine Betrunkenen sieht und kein übermütiger Raufbold die Stimmung stört. Der stark nach Alkohol duftende „Saké" gleicht in Farbe und Geschmack dem Scherry, den man überall in Japan trinkt. Der aus dem Reis der großen Osakaebene hergestellte Trunk gilt als der beste. Da es ein Branntwein ist, der durch Alter nicht gewinnt, wird er sofort kalt oder heiß aus flachen Porzellanschalen oder aus kleinen lackierten Tassen ge-



Ein See mit blühenden Lotusblumen in einem Park von Tokio.

trunken, die nicht viel mehr als einen Suppenlöffel voll fassen. Aber da jeder sein Fläschchen bei sich hat und jedem Freund, jedem Bekannten, ja jedem Fremden, der ihm freundlich zulächelt, ein Schälchen anbietet, werden doch ziemliche Mengen verbraucht.

Hat der Kirschblütenkarneval sein Ende erreicht und sind die Klänge der Musikinstrumente, der „Samisen" und „Tsuzumi", verhallt und die mit Kirschblütenranken geschmückten Kimonos verschwunden, dann beginnen Mitte Mai die Irisfeste. Felder mit großen Mengen dieser Blumen warten hier auf Besucher und Bewunderer. Alle Sommerhäuser sind damit ausgeschmückt, in denen man Gäste zu empfangen gewohnt ist. Ein besonders seltenes Erzeugnis der Tüchtigkeit und Ausdauer der Gärtner ist die „Botan" oder Baumpäonie; die suppentellergroßen Blüten zeigen eine schier unendliche Farbenskala von Rosa und Lila, Creme und Blaßgelb, Strohfarben und Lachsfarben. Wegen der herrlichsten Päonien ist besonders der „Yegamitempel" berühmt; Priester zeigen dort mit Stolz ihre Botanbäume, die trotz ihrer dreihundert Jahre aus ihrer runzligen Rinde jährlich neue Blumen hervorzaubern. Um diese Zeit hat die Azaleenpracht in den Gärten ihren Höhepunkt erreicht, überall erfreuen umfangreiche Beete der feuerroten oder schneeweißen, lachsfarbenen oder lila Blumen das Auge. Auf dem hügeligen Gelände um Hori-Kiri wachsen sie sogar wild in Mengen.

Während alle diese Gaben der Natur im Juni verwelken, entfaltet die Wistaria ihre Pracht, weiß und purpurn; traubenartig hängen die Blüten von eigens dazu errichteten Spalieren hernieder. Wer dies Wunder des japanischen Blumenkults gesehen hat, ist um eine



Zwischen herrlichen Päonien in einem Park von Tokio.

der schönsten Erinnerungen reicher geworden. Am reiz-vollsten wirken diese Blüten in den am Wasser liegenden

Kameidoteehäusern, deren breite Veranden auf Pfählen hinaus ins Wasser gebaut sind. Hier am Nachmittag zu sitzen, bietet Erholung und Genuß! Auf den Flachdächern liegen die Reben mit ihren breiten Blättern, und ringsum hängen vierzig bis sechzig Zentimeter lange Blütentrauben. Durch besondere Pflege werden sie sogar hundert Zentimeter lang. Solche großen Blüten begrüßen sogar die Japaner mit einem „Naruhodo!", das heißt: Wundervoll!

Um den Zauber der blühenden Wistaria voll zu genießen, verbringen viele Familien den ganzen Nachmittag in den Teehäusern, schlürfen das hellgelbe Nationalgetränk, lauschen den Tönen der „Samisen" und füttern die auf Händeklatschen herbeischwimmenden Goldfische und die dicken, drei bis vier Fuß langen Karpfen, die mit ihren breiten gelben Schnauzen die ihnen zugeworfenen Reiskuchen aufschnappen.

Kasukabe am Oshukeidofluß nördlich von Tokio ist wegen seiner schönsten und ältesten Wistariareben berühmt. Man erzählt, daß sie fünfhundert Jahre alt sind. Die ausgewachsenen Blüten werden oft hundert Zentimeter lang. Die Gerüste, die von den Blumenreben umrankt sind, bedecken eine Fläche von hundert Quadratmeter. Jährlich kommen aus dem ganzen Reiche Tausende und aber Tausende von Gästen herbei, um diesen Blütenzauber zu bewundern.

Was bringt nun der Monat August? — Auf Seen, Teichen und Weihern zwischen großen, blaugrünen Blättern erblüht der Lotus, die Blume Buddahs. So stark wuchert diese Pflanze überall, daß man kein Wasser mehr sieht. Von den Teehäusern, von den Inseln, zu denen schön geschwungene Brücken führen, schauen die Spaziergänger hinein in diese unerhörte Lotusfülle. Der

See unterhalb des Uyenoparks in Tokio ist eine Sehenswürdigkeit. Die großen, prächtigen Knospen öffnen sich



Unter Dach werden schöne Chrysanthemen mit größter Sorgfalt gezogen.

unter den wärmenden Strahlen der Sonne mit einem leichten, aber doch vernehmbaren Knall.

Im Herbst ist das Hauptereignis des Blumenjahres das Erblühen der Chrysanthemen. Die kostbare Blüte

mit sechzehn Einzelblättern ist bekanntlich ein Hoheitszeichen der Regierung. Jedes Jahr, zum Geburtstag des Mikados, werden große Ausstellungen, Umzüge und Empfänge zu Ehren dieser Blumen veranstaltet.

Man kann behaupten, alle Japaner überbieten sich in der Zucht dieser Blume. Der Vorort Tokios, Dango-Zaka, mit seinen Chrysanthemengärten wirkt im Herbst wie ein wahres Paradies. Die Pflanzen werden bis zum Aufbruch der Blüten im Dunkeln gehalten. Durch Kreuzungen, Beschneiden, Formen und Verhinderung des Wachstums wird, um die gewünschte Art hervorzubringen, geradezu Erstaunliches geleistet. Lebensgroße Figuren und Gruppen werden daraus hergestellt, Gesicht und Hände, aus Wachs geformt, werden eingefügt. Um das zu erreichen, bedarf es unendlicher Ausdauer und Geschicklichkeit. Niemand ahnt, welche künstlichen Hilfsmittel angewandt werden müssen, um die einzelnen Farben der Kleidungsstücke gehörig auseinander zu halten.

Um die genauen Formen der Menschen, der Tiere und von allerlei Gegenständen zu erreichen, läßt man die Blumen durch die Maschen eines feinen, vorher angefertigten Modells aus Bambusstäbchen und Schilffasern wachsen.

Da alle diese Gruppen aus Wurzelblumen bestehen, die täglich begossen werden, kann man sie lange am Leben erhalten. Gewöhnlich werden zu solchen Darstellungen Motive aus der japanischen Geschichte gewählt, aber auch aus dem täglichen Leben stammende Bilder werden gestellt: Geishatänze, Teehäuser, wunderbare Toriis, Schiffe und Vulkane, der heilige Fuji, dessen Schneekuppe aus lauter weißen Blüten besteht.

Ein Chrysanthemenumzug gleicht einem wandelnden Blumengarten. Chrysanthemenfrauen führen Pferde, die ganz unter Blumen verborgen sind. Sänften werden



Chrysanthemumgarten in Jokohama, im Viertel der Geishas.
Eine niedliche Geisha vor ihrem Stand.



Immergrüne menschliche Figur, ein Erzeugnis östlicher Gartenkunst. Gesicht, Hände und Füße sind aus Wachs geformt.

damit behangen, Rikschahs verschwinden unter ihnen. Kinder tragen große Sträuße in allen Farben. Neben Chrysanthemenriesen stehen Blumenzwerge. Herrliche Kikupflanzen entfalten an einem Stamm zwei, drei, auch vier verschiedene Farben. Seiltänzer, Akrobaten, Fakire, Händler, — alle schmücken sich mit diesen Blumen.

Im November, wenn die Ahornbäume in voller Entwicklung stehen, neigt sich das Blumenjahr dem Ende zu.

Die Japanerin, die sich der Verehrung eines unwillkommenen Anbeters entziehen will, schickt ihm einen Ahornzweig, ein Zeichen, daß ihre Liebe einem anderen gehört.

Die Teepflanzen und die Kamelien blühen zuletzt, und die Blumenfreunde zählen die Tage, bis die geliebte Pflaumenblüte ihnen wieder das Kommen des Frühlings verkündet.

Die schönsten und größten Wasserfälle der Erde

Von Alfred Heinicke / Mit 5 Bildern

Feuer und Wasser, die allgewaltigen Naturkräfte, wie herrlich werden sie in vielen Strophen unserer Dichter besungen! Wie machtvoll schildert Schiller in seiner „Glocke" das Feuer, wie packend im „Taucher" die elementaren Gewalten des Wassers!

Der erfinderische menschliche Geist hat sich beide im Lauf der Zeiten untertan gemacht und besonders durch die Ausnutzung vorhandener Wasserkräfte Werte von hoher kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung geschaffen.

Wie viele Milliarden Kubikmeter Wasser auf der weiten Erde in jeder Minute ungenützt verströmen, ist kaum annähernd zu berechnen.

Zu den für die Technik nutzbar gemachten gewaltigen Wassermassen gehören die des weltbekannten Niagarafalles in Nordamerika. Aus tausend und aber tausend Quellen zusammengeflossen, in vier großen Seen, dem Oberen See, dem Michigan-, Huron- und Eriesee, gesammelt, stürzen die vielen Millionen Kubikmeter in Hufeisenform und einer Ausdehnung von etwa zwölfhundertfünfzig Meter, nur getrennt durch „Goat Island", fünfzig Meter in die Tiefe. Ein Naturschauspiel von gewaltigster Größe!

Einige Meilen oberhalb der Absturzstellen beginnen die Fluten brodelnd zu schäumen, zu quirlen, und das schnelle Reißen, das kurz vor dem Fall im Wasser erfolgt, ist ein



Ein Teil des vereisten Niagarafalles im Winter. E. N. A.



Der Viktoriawasserfall in Rhodesia (Südafrika). P. P. S.

geradezu beängstigend atembeklemmendes Schauspiel; am deutlichsten wahrnehmbar ist es, wenn die jäh abstürzenden Wassermassen über die Schneide des Gesteins donnernd und heftig tosend in die Tiefe stürzen.

Staunend und ergriffen steht man vor diesem Naturwunder. Worte sind zu arm, den gewaltigen Anblick zu schildern. Klein, als ein Nichts fühlt sich der Mensch und schaut nur immerzu hinein in diese ungeheuren, spritzenden, zischenden, gischtenden Schaumwogen, die durcheinandergeworfenen Flutmassen, die Wolken feinsten Wassernebels hoch in die Luft wirbeln.

Amerikanischem Unternehmungsgeist ist es gelungen, den Strom dicht vor dem Fall zu überbrücken. Der Blick von der Brücke in die Tiefe ist grauenhaft, aufregend und — doch erhaben schön. Interessant ist eine Fahrt in einem der kleinen Dampfer, die unterhalb des Falls dicht an den tosenden, schäumenden und brodelnden Hexenkessel heranfahren. So kann man dies wundersame Spiel der Natur aus nächster Nähe bestaunen. Nur im schützenden Regenmantel kann man diese Fahrt wagen, denn die im Sonnenschein in allen Regenbogenfarben spielenden, glitzernden Wasserperlen fallen zuletzt als feiner stäubender Sprühregen ständig herab.

Wer solch eine Fahrt bei Vollmondschein erlebte und in den spielenden, donnernden Wassern allerlei phantastische Gestalten zu erblicken glaubte, wird diese Erinnerung daran nie verlieren. Wuchtig und grotesk wirken die zu Eis erstarrten Wassermassen des Niagaras in den Fesseln eines strengen Winters. Die kühnsten Eisgebilde formen sich um die stürzenden Wassermassen. Erstarrt umsäumen sie als lange, dicke Eiszapfen tiefe Grotten, und in den fast durchsichtigen Eisschloten rauscht und singt das Wasser in ewigem Fluß. Kein Wunder, daß die erstarrten



Mittlerer Teil des Cajeteurfalles in Britisch-Guayana. E. N. A.

Eismassen zur Durchforschung reizen. Kühne Touristen klettern auf dem schlüpfrigen Eis empor bis zum fallenden Wasser. In seiner unmittelbaren Nähe stehend, erleben sie das gefahrvolle Schauspiel der im Winter halbgebändigten Naturkräfte.

Trotz der von den Werken der Technik veränderten Umgebung wirkt der Niagara immer noch mächtig. Wer aber den Viktoriafall des Sambesi gesehen, weiß, daß dieses Naturwunder durch die urtümliche Wildheit der von Menschenhand unberührten Ufer, das unheimliche, weit hörbare Getöse und die schauerlichen, engen, meilenlangen Felsenklüfte, durch die er seinen Lauf erzwungen hat, einen viel größeren Eindruck hinterläßt.

Im Herzen Mittelafrikas entspringend, wälzt sich der bald meilenbreite Strom durch die afrikanische Landschaft. Kurz vor dem Absturz, an vielen Inseln vorübergleitend, wird er unruhig, die Fluten schäumen rasend, stärker als die des Niagaras, und mit unheimlicher Geschwindigkeit stürzt er in einer Breite von fünfzehnhundert Meter als gleißend weiße Wasserwand über zackige Felskanten hundertfünfunddreißig Meter in die Tiefe hinab. Sitzt man dicht am Rand der Livingstone-Insel und schaut hinab in diesen ungeheuren wallenden, brausenden Strudel unbändiger Elementarkräfte, verliert man sich in staunende Andacht der Natur und ihrer Gewalten.

Wenn man zuerst diesen Höllenschlund gewahrt, hält man unwillkürlich den Atem an; man bebt und fühlt zitternd die eigene Ohnmacht vor diesem phänomenalen Schauspiel. Daß dies auf die Eingeborenen erschütternd wirken mußte und sie in diesem „Mosi-oa-Tunga“ — wörtlich Rauch, der donnert — Geister und Götter vermuten, ist begreiflich.



Der Yosemitefall in Kalifornien. E. N. A.

Der Blick in den gewaltigen Strudel, „Boiling Pot“ genannt, zweihundert Meter unterhalb der Absturzstelle, von einem der beiden hundertzwanzig Meter senkrecht aufsteigenden Ufer ist aufregend und erschütternd. Der schönste Ausblick aber bietet sich vom Regenwald aus, besonders gewaltig wirkend bei hellem Sonnenschein. Die emporgeschleuderten, durcheinandergedrehten, zurückgestoßenen, weißschäumenden Wassermassen erzeugen unter der Wirkung der afrikanischen Hitze dichte Nebeldämpfe. Zu gewissen Tagesstunden sieht man dann herrliche Regenbogen. Der umhergetriebene Wasserstaub begünstigt dicht am Rand des Falls das Wuchern einer reichen tropischen Flora. Mannshohe Farne wachsen da; herrliche Palmen und verschiedenartige Schlingpflanzen ziehen sich bis ans stürzende Wasser. Ein Kunstwerk der Technik ist die Bahnbrücke der Kap—Kairo-Linie, die sich über die schauerliche, nahezu achtzig Meter breite Schlucht spannt.

Der größte Wasserfall der Erde, der Iguazu, befindet sich in Südamerika. Dort, wo die Grenzen von Argentinien, Paraguay und Brasilien sich einander nähern, stürzt er von dem großen zentralen brasilianischen Hochplateau in die Tiefe. Die Brasilianer nennen ihn stolz „den Malerischen“; ein Name, der wohlgewählt ist. Hier wirken nicht allein die herabfallenden Wassermassen, sondern ihre gewaltige Ausdehnung über fünftausend Meter inmitten der üppigsten tropischen Vegetation.

Kurz vor dem Absturz der Wassermassen verteilt sich der Strom, einem vielarmigen Polypen gleich, über die flache Landschaft. Breit schäumt das Wasser über die Klippen des Gesteins in die Tiefe. Die größte Wassermenge bricht durch eine enge Schlucht, die „Teufelskehle“, strömend herab. Die übrigen Fluten rauschen über den San-Martins-Fall, den Floriano und die Three Mus-



Der Pykarafall in der Nähe von Madras. E. N. A.

keteers. Die größte Pracht aber entfaltet der Iguazu, wenn durch die auf der Hochebene gefallenen Regengüsse seine Zuflüsse sich bis zur Überschwemmung steigern und Milliarden Liter über abgeschliffene Gesteinskanten sich in die Tiefe stürzen. Jagt dazu ein Sturm dunkle Regenwolken über das gischtende Wasser, wühlt es sich durch die ächzenden Riesen des Urwaldes und schwemmt entwurzelte Bäume in den Strudel, dann ist der entfesselte, wilde Iguazu schauerlich anzusehen.

Unbekannt und größtenteils noch unerforscht wälzen sich durch die dichten Urwälder von Britisch-Guayana die Fluten des Potaro, der seine Quellen im Hochland von Merume hat. Kurz bevor er sich mit den Fluten des Essequibo vereint, der wie jener in den Atlantischen Ozean mündet, stürzt er hundertfünfundzwanzig Meter breit als der „Cajeteurfall" zweihundertfünfzig Meter, also fünfmal tiefer als der Niagarafall, in die Tiefebene von Guayana hinab. Wunderbar ist der Anblick des dampfenden Wasserschleiers, hinter dem in dem von Höhlen durchsetzten Gestein Millionen von Schwalben ihre Brutstätten haben. Zahllos sind die Vögel, die bei Sonnenuntergang flink segelnd in ihre Nester heimkehren.

Der Mighty Niagara, wie ihn die Amerikaner nennen, kann nicht mit anderen Fällen der Staaten verglichen werden, aber der atemraubende Sturz von achthundertsiebzig Meter des Yosemite im Nationalpark hat seine Anziehungskraft noch nicht verloren; die dreifache Kaskade dieser Naturerscheinung wird lange noch viele Reisende anziehen und entzücken.

In Indien gibt es zahlreiche schöne Wasserfälle. Unter ihnen ist der „Pykara" in den in Madras gelegenen Nilgiribergen hervorzuheben. Aber auch die „Gersoppas" in

Südindien, „The White Lady“ genannt, mit ihren vier durchs Urwaldgrün zweihundertachtzig Meter tief fallenden silbernen Streifen wird in Vollmondnächten von vielen Bewunderern besucht.

Außer diesen Naturwundern gibt es noch viele Wasserfälle in der Welt, die, wenn auch kleiner und unscheinbarer, in reizvoller landschaftlicher Umgebung durch die Eigenart ihrer sprühenden Wasser, die wie duftige, über das Gestein gebreitete Schleier wirken, viele Menschen entzücken.

Die Kraft und Erhabenheit in der Natur offenbart sich überall in besonderer Weise, am gewaltigsten aber doch in den schönsten Wasserfällen der Erde.

Bilderrätsel



Komponistenakrostichon

Loge, Elle, Eid, Horn, Arten, Eiche. Wenn vorstehenden Wörtern — — in anderer Reihenfolge — die richtigen Buchstaben vorgesetzt werden ergibt sich aus diesen der Name eines berühmten Komponisten.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes



Maria Delbaicin in der Rolle des Blumenmädchens Valencia.
Nach einer künstlerischen Aufnahme der Münchener Lichtspielkunst A.-G.

Vetter Siegmund

Humoreske von Philipp Franz

Im Klub der „Harmlosen“ war der alte van der Velden eine bekannte Persönlichkeit. Ein Prachtkerl von einem Menschen, geradeaus und offenherzig. Wenn er seine immer gern gehörten Schnurrpfeifereien erzählte, erwähnte er bisweilen seinen Vetter Siegmund, allerdings in einer Weise, woraus zu schließen war, daß dieser Vetter kein sonderlicher Held gewesen sein konnte; er sprach von ihm, wie man etwa von einer verregneten Landpartie oder einer versalzenen Suppe spricht.

Als er eines schönen Tages diesen Vetter wieder einmal nebenbei erwähnte, bat ich, mehr von ihm zu erzählen.

Van der Velden lachte. Dann sagte er: „Mein Vetter Siegmund war einer von denen, die nicht alle werden. Da er Projektenmacher und Optimist von ungewöhnlichem Maß war, würde nicht viel dazu gehört haben, ihm eine Ballonfahrt auf den Mond oder einen Handelsvertrag mit den Marsbewohnern plausibel zu machen. Er hatte ein hübsches Vermögen durch abenteuerliche Unternehmungen und Spekulationen nach und nach verpulvert, und es lag wahrhaftig nicht an ihm, wenn meine paar Groschen durch ihn nicht den gleichen Weg gingen. Ich weiß nicht, ob Ihnen seine Geniestreiche besonders interessant erscheinen, aber da Sie mich darum ersuchen, will ich Ihnen einige erzählen.“

Van der Velden zündete sich eine Zigarette an und begann: „Zehn oder zwölf Jahre mögen es her sein. Da-

mals war ich Prokurist des Exporthauses Samson und Kompanie und hatte so gerade mein Auskommen. Eines Tages kam Vetter Siegmund unerwartet zum Portier der Firma und ließ mich um eine Unterredung bitten.

Als wir im Sprechzimmer allein waren, sagte er: ‚Na, oller Junge, wie geht's denn bei dir?'

‚Wie soll es mir gehen? — Wie es einem Menschen geht, der eine Frau, drei Kinder und ein Jahreseinkommen von viertausend Märker hat.'

Er entrüstete sich über meine Antwort. ‚Und das sagst du so leichthin? — Dein Vater besaß Wagen und Pferde und gehörte zum Aufsichtsrat der Neuen Theater-Aktiengesellschaft.'

‚Mein lieber Vetter, ich weiß nicht, ob es für meinen Vater von Segen war, daß er zum Aufsichtsrat der Neuen Theater-Aktiengesellschaft gehörte. Ich sitze deshalb doch hier bei Samson und Kompanie, und wenn mein Vater König der Sahara gewesen wäre, ich würde mir dafür doch keine Zwiebel kaufen können.'

‚Allerdings, wenn du hier auf deinem Drehsessel sitzen bleibst.'

‚Aber du wirst doch von mir nicht verlangen, daß ich in meinen alten Tagen noch auf die Schmetterlingsjagd ausgehe.'

Vetter Siegmund lächelte geringschätzend. ‚Das sieht dir ähnlich! Aber ich dulde nicht, daß du hier in dieser Tretmühle deine Kräfte verbrauchst. Ich will dir auf die Strümpfe helfen.'

Nun wurde ich doch neugierig. Es interessierte mich, wie mein Vetter Siegmund es anstellen wollte, mir auf die Strümpfe zu helfen.

Auf die Erklärung brauchte ich nicht lange warten. Vetter Siegmund suchte eine Erfindung zu finanzieren

und eine G. m. b. H. zur Ausbeutung einer maschinentechnischen Patentsache zusammenzubringen, die er über den Schellenkönig lobte. Die Erfindung war so kompliziert, daß ich davon ungefähr so viel verstand wie ein Papua von der Funkentelegraphie. Er hatte dreißigtausend Mark zusammengetrommelt, und das Stammkapital sollte vorläufig fünfzigtausend Mark betragen. Aber er wollte sich nicht überstürzen. Im Gesellschaftsvertrag, den er mir zeigte, fand ich einige achtungswerte Unterschriften, Namen der Hochfinanz und der Industrie von bestem Klang. Mein Vormund hatte seinerzeit aus dem Schiffbruch meines Vaters etwa zwanzigtausend Mark für mich gerettet, die bei einer Bank angelegt waren; die Summe war mittlerweile auf dreißigtausend Mark angewachsen. Nach einigem Zögern entschloß ich mich, fünftausend Mark davon für das Projekt meines Vetters zu zeichnen. Die Gesellschaft kam zustande. Die Firma wurde handelsgerichtlich eingetragen und Vetter Siegmund und der Erfinder zu Geschäftsführern bestellt.

Als die ersten Zirkulare herauskamen, sagte Vetter Siegmund: ‚Du wirst sehen, wir werden die Welt erobern.‘

Es dauerte nicht lange, da kam die erste Unheilsbotschaft. Zunächst bekamen wir einen Patentprozeß auf den Hals und mußten Änderungsanträge stellen. Dann stellte sich heraus, daß Verbesserungen im Betrieb notwendig wurden, und so ging es weiter. Als das erste Geschäftsjahr abgelaufen war, wurde eine Unterbilanz von dreißigtausend Mark festgestellt. Die Unterbilanz wurde chronisch. Ich erlebte eine schmerzliche und aufregende Zeit, an die ich heute noch mit Schrecken denke. Das Ende war nicht abzusehen. Mittlerweile war das Gesellschaftskapital von fünfzigtausend Mark auf den doppelten Betrag erhöht worden; von meinem Geld waren weitere

fünftausend Mark in die Hände Vetter Siegmunds gewandert. Aber der Dalles blieb auch weiterhin chronisch, und bei der nächsten Generalversammlung gab es scharfe Auseinandersetzungen. Vetter Siegmund wehrte sich mit Händen und Füßen, aber es ging ihm schlecht. Man schrie ihn nieder, und die große Mehrheit erzwang schließlich die Liquidation der faulen Gesellschaft. Es kam zur Parole: Rette sich, wer kann!

Lange Zeit ließ Vetter Siegmund nichts mehr von sich sehen und hören. Ich hatte ihn samt seiner Gründung beinahe vergessen, als er wieder zu mir kam und eine schwarze Mappe mitbrachte.

Sonst habe ich gegen schwarze Mappen keine besondere Abneigung. Aber die schwarze Mappe Vetter Siegmunds schien mir doch verdächtig. Nachdem er mich begrüßt hatte, begann er: ‚Hier hab' ich was, mein Sohn! Das wäre was für dich! Dein Vater besaß Wagen und Pferde und gehörte zum Aufsichtsrat der Neuen Theater-Aktiengesellschaft.'

Er packte aus, gab mir einen Prospekt und sagte: ‚Hier lies mal! Die Aktien stehen jetzt schon siebenundneunzigdreiviertel.'

Der Prospekt wirkte großartig. Nach allem, was darin stand, hätte ich im Handumdrehen Millionär werden müssen; aber die Gründung wollte mir diesmal doch nicht so leicht in den Kopf. Um jeden Pfennig, den ich seither erübrigte, hatte ich mich elend geplagt und geschunden, und nun lockte mich Vetter Siegmund mit diesem Goldlandprojekt. Ich traute der Geschichte aber nicht. Nachdem ich die übrigen Papiere flüchtig durchgesehen hatte, erklärte ich: ‚Lieber Vetter, komme in acht Tagen mal wieder. Bis dahin will ich mir alles gründlich überlegen.'

Nach acht Tagen kam Vetter Siegmund angerückt. Wo er sich inzwischen herumgetrieben haben mochte, ist mir auch heute noch rätselhaft. Eine Zeitung hatte er in dieser Zeit vermutlich nicht gelesen. Ich legte ihm verschiedene Zeitungsausschnitte vor und sagte: ‚Verschone mich mit deiner Gründung, denn sie ist ein aufgelegter Schwindel.‘

Der Vetter schnitt ein verdutztes Gesicht. Verdrossen, als wenn ich alle Schätze Indiens in den Wind geschlagen hätte, sagte er: ‚Ich wollte dir auf die Strümpfe helfen, aber mit dir ist nichts anzufangen.‘

Gekränkt zog er ab. Seit diesem Tag schien er mich aufgegeben zu haben. Dann und wann hörte ich im Zusammenhang mit verschiedenen Unternehmungen seinen Namen erwähnen. Es waren Gründungen zweifelhafter Art, die wie Irrlichter auftauchten und verschwanden. Zuletzt fand ich seinen Namen als Geschäftsführer einer deutschen Gesellschaft für Erdölbohrungen. Auch dieses Unternehmen endete kläglich, und die Zeitungen brachten schauerliche Skandalberichte.

Da ich diesmal nicht hineingefallen war, vergaß ich den Mißerfolg rasch. Vetter Siegmund schien verschollen.

Umso überraschter war ich, als er wieder zu mir kam. Er sah heruntergekommen und abgerissen aus. Bald erfuhr ich, daß er aus den Trümmern seiner Habe nur noch etwa dreihundert Mark gerettet hatte. Damit wollte er nach Kanada hinüber. Aber er kam nicht nach Kanada. Acht Tage später rief mich ein Bote ins Städtische Krankenhaus. Dort fand ich Vetter Siegmund auf dem Krankenbett. Offenbar ging es bergab mit ihm.

Er zog unter dem Kopfkissen ein Los der Berliner Pferdelotterie hervor, drückte es mir in die Hand und

sagte mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte feierlich: ‚Hier gebe ich dir ein Los! Die Ziehung ist in vierzehn Tagen. Vergiß nicht, eine Ziehungsliste zu kaufen. Du wirst sicher gewinnen! Ich kannte einen Bäckerjungen, der einen Viererzug gewann. Du kannst auch einen Renner gewinnen, einen Trakehner, oder ein englisches Vollblut. Ich habe einen Droschkenkutscher gekannt — einen ollen Taxameter — der — ebenfalls ...‘

Vetter Siegmund sprach nicht weiter. Er sank in die Kissen zurück und hauchte seine phantastische Seele aus.

Durch den Tod des großen Illusionisten war ich doch zu sehr erschüttert, um mich um sein letztes Vermächtnis viel zu kümmern. Aber meine Tochter, die sich seiner Hinterlassenschaft annahm, kaufte eine Ziehungsliste der Berliner Pferdelotterie.

Als ich abends aus dem Büro heimkam, rief sie mir zu: ‚Freue dich! Das Los Vetter Siegmunds ist gezogen worden.‘

Es war das erste und das einzige Mal, daß Vetter Siegmund mit einer Voraussage recht behalten hatte. Ich hatte ein Paar Reithandschuhe gewonnen.

Dieser Gewinn, ein verschämter Sonnenstrahl, den Fortuna über die Bahre meines armen Vetters gleiten ließ, freute mich doch, ja, es bereitete mir eine gewisse Genugtuung. Ich ließ die Reithandschuhe abholen und unter Glas setzen.“

Freundliche Vereinigung

Springt er in die Behauptung ein,
wird's gleich ein freundlich Wesen sein;
ich kannte es mit schönem Zopf,
doch nimmer mit 'nem Bubikopf.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Kletterparadiese in den Nördlichen Kalkalpen

Von Lilli von Weech / Mit 7 Bildern nach Aufnahmen von Kester & Co.

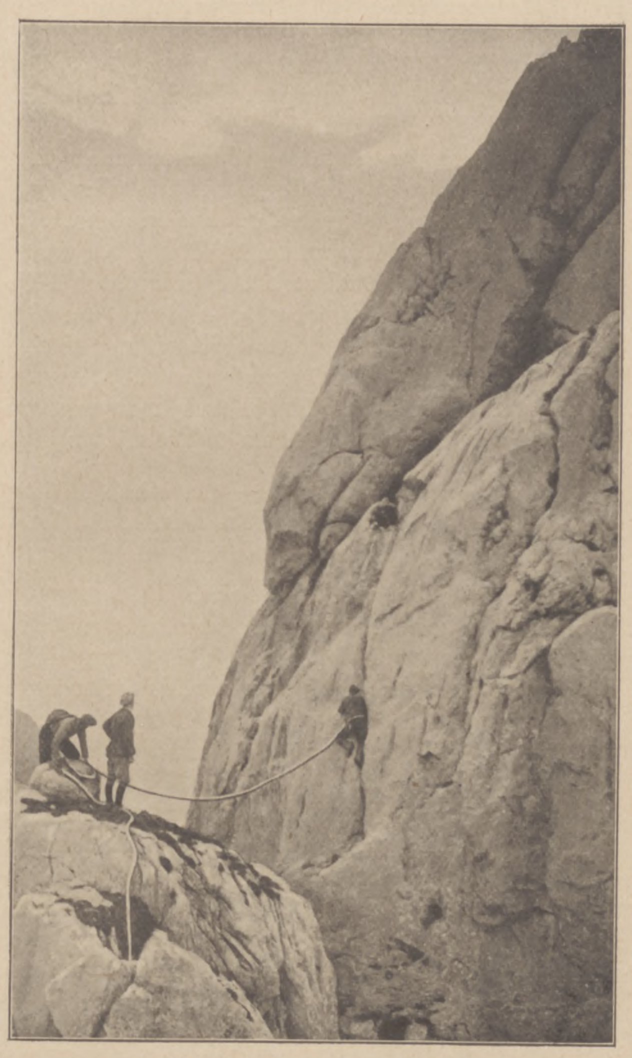
Es gibt Menschen, die nicht damit zufrieden sind, auf gebahnten, gefahrlosen und bequemen Wegen zu gehen. Wenn solchen Naturen der Beruf und das Lebensgeschick das Außergewöhnliche und Abenteuerliche versagen, so suchen sie Ersatz dafür in ihren Erholungszeiten. Mancher so veranlagte Unzufriedene ist auf diese Weise zum leidenschaftlichen Bergsteiger geworden, nicht nur ein bescheidener anspruchsloser Alpenwanderer, sondern Eisgänger, Skialpinist und nicht zuletzt ein mehr oder weniger unternehmender, kühner und unerschrockener Felskletterer.

Noch bevor die schöne Jahreszeit beginnt, nimmt der Kletterer den Kalender zur Hand und heckt in prickelnder Vorfreude allerlei Pläne aus. Er verfolgt die Daten der Feiertage und bevorzugt darunter solche, die, wenn es der Beruf oder das eigene Geschäft erlauben, sich mit dazwischenliegenden Tagen „zusammenziehen" lassen, um eine mehrtägige Bergfahrt unternehmen zu können. Und je näher jemand dem Gebirge wohnt, umso vorteilhafter für ihn, umso mehr kann er schon am Ende der Woche ausführen und braucht nicht zu warten, bis die Urlaubszeit Gelegenheit bietet.

Im Vorfrühling und später besuchte mancher die reizvollen Vorberge, wie die schönen Ammergauer, den Plankenstein bei Tegernsee, die Ruchenköpfe in den



Abseilen an der Kampenwand.



Kletterpartie an einem Grat.

Schlierseer Bergen, die Kampenwand bei Aschau, das Lattengebirge, das mit der neuen Bergbahn von Bad Reichenhall aus rasch erreichbar ist.

Zwischen den ersten gelben Gamsblümerln und blauen Enzianen, die auf winzigen Graspolstern sprossen, geht der Kletterer seinen „kitzligen" Quergang an, den „grifflosen" Überhang, das „exponierte" Band, den innen noch feuchten Stemmkamin, den anstrengenden Riß. Aber das alles fällt ihm gar nicht so schwer, wenn er schon kombinierte Skiklettertouren hinter sich hat und um die Frühlingswende im „Klettergarten" üben konnte, denn irgendwo im Hügelgelände, am Flußufer finden sich ja überall Zacken oder Wandeln, welche als „Schule" dienen.

Vom Juni bis tief in den Spätherbst hinein ist die Zeit für höhere schwere Berge. Im Frühsommer und Spätherbst bevorzugt man Südseiten und sonnige Grate, also alles „Warme" und Schneefreie.

Wo können wir nun unseren Sommerurlaub verbringen, der dem Fels gewidmet sein soll und keine allzu große Reise und Belastung unseres Geldbeutels durch Visum und hochstehende Valuta verursachen darf? In den Nördlichen Kalkalpen, die Hermann von Barth seinerzeit erschlossen hat, gibt es für den von Westen Kommenden zunächst im Allgäu einige reizvolle Berge, so die Trettach mit den beiden Graten und den drei beliebten Wänden; dann finden wir an den Wilden und in der Hornbachkette einiges Anziehende, und dann lockt noch das kleine Kletterparadies der Tannheimer Berge.

Nach Osten zu kommt man zur Zugspitze. Ihr Nordgrat und die Wetterkante haben trotz der Bergbahn weder an Schwierigkeit noch an Reiz verloren. Lange Gratüberschreitungen führen zur Zugspitze über den



Wandkletterei in der „Kleinen Halt“ am Nordwestrand des Kaiserberges.

Waxenstein- und Riffelkamm, sowie von der Alpspitze her über den Jubiläumsweg. Diese Tour läßt sich vom Tal aus durch Benützung der beiden Bergbahnen, der Zugspitz- und Kreuzeckbahn, zeitlich kürzen. Einsame Fahrten im Wetterstein bieten die Plattspitzen und der Teufelsgrat, wie man kurzweg die gesamte Überschreitung des Kammes Hundstallkopf—Kleinwanner bezeichnet. Klein- und Hochwanner sind wegen ihrer schwierigen Nordwände bekannt.

Ein wahres Kletterparadies ist das Gebiet um die Meilerhütte in der Dreitorspitzgruppe; jeder Seitengrat, jede Wandpartie hat hier ihre besondere Bedeutung und wird zwar von dem hochgelegenen Stützpunkt aus mühelos angegangen, aber doch mehr oder weniger schwierig begangen. Am traulichen Stammtisch der Meilerhütte, des benachbarten Schachens oder der unbewirtschafteten Oberrheintalhütte findet sich bei gutem Kletterwetter immer irgend eine „zünftige Klettergilde", die meist neue „außergewöhnlich schwere" Probleme zu lösen sucht.

Mit dem Wetterstein durch einen Sattel verbunden sind die Mieminger Berge, die zwar im Gerücht der Brüchigkeit stehen, aber auch von hoher landschaftlicher Schönheit sind. Das gleiche gilt von den ausgedehnten Lechtaler Alpen. Die Heiterwandgruppe sowie das Parzinn werden seit den letzten Jahren immer mehr besucht. Der höchste Gipfel der Nördlichen Kalkalpen, die Parseierspitze (3038 Meter), bietet an der Südflanke und über den Ostgrat schöne Gelegenheiten zum Klettern. Die Nordwand ist schwer zu überwinden.

Jenseit der Isar strebt das Karwendel empor, das den Kletterer mitunter zwar enttäuscht durch die riesigen Schuttkare und das teilweise brüchige Gestein, das eine mißtrauische Behandlung fordert. Einzelne Wände und



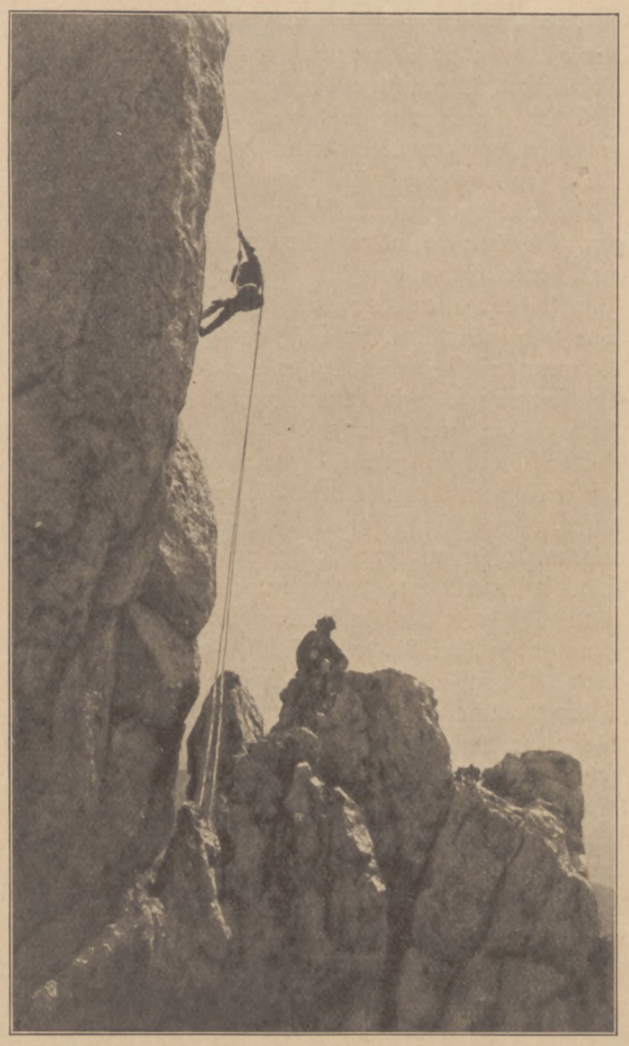
Rißkletterei an der Südwand des Totenkirchls.



Kaminkletterei an der Westwand des Totenkirchls.

Kanten bieten zu hervorragenden Kletterfahrten Gelegenheit, besonders die von „Lalider". Landschaftlich ist das Karwendel im Herbst besonders reizvoll und wirkt herrlich mit seinen bunten Laubbäumen, Ahorn, Buchen und Birken.

Links vom Inn erhebt sich der Rofan und rechts der Kaiser. Kein Gebiet der Nördlichen Kalkalpen kann sich an Schönheit der reinen Felskletterei sowie der Fülle des Gebotenen mit dem Kaiser messen. Das Totenkirchl ist weltberühmt. Für Geübtere sind die alten Anstiegsruten vom Stripsenjoch her leicht; schwerer zu bewältigen sind die später entdeckten Kamine, überaus schwierig der Südgrat, am schwersten bezwingbar jedoch sind die Westwandwege. Den Clou für routinierte Kletterer bildet die Fleisch=



Eine besonders schwierige Stelle.

bankostwand; sie ist verrufen wegen ihrer Griff- und Trittarmut. Wer nicht zu den Auserwählten zählt, kann diese Besteigung nur anschauend genießen, und zwar am besten von der Steinernen Rinne aus oder von den Wegen zum Predigtstuhl.

Die Südrouten im Kaiser geben Gelegenheit zu kürzeren Fahrten; sie sind wunderbar aussichtsreich, ebenso die schönen Grate, wie der beliebte Kopftörlgrat. Die Flanken der Halten bieten teilweise Möglichkeit zu prächtiger Plattenkletterei. In München gibt es Begeisterte, die, wenn möglich, jedes Wochenende dem Kaiser widmen und immer wieder in Hinterbärenbad oder an anderen Kaiserplätzen zu treffen sind.

Wer Abwechslung liebt, der wird auch die im folgenden erwähnten Gruppen der Kalkalpen nicht außer acht lassen, obwohl sie sich an konzentriertem Klettertourenreichtum nicht mit dem Kaiser vergleichen lassen. Da sind die Loferer und Leoganger Steinberge, in denen es manche harte Nuß zu knacken gibt; dann die Reiteralm mit den Drei Brüdern, Wimbachgruppe, Steinernes Meer, Übergossene Alpe, Hagengebirge und Göll. Die eindrucksvollste Kletterfahrt im Berchtesgadner Land dürfte die Durchkletterung der achtzehnhundert Meter hohen Watzmannostwand bieten. Sie beginnt mit einer Motorboot- oder Kahnfahrt über den felsumsäumten Königssee und erfordert meist, da Stützpunkte fehlen, ein Biwak in den Schroffen. Im Gegensatz zu anderen Ost- und Nordwänden wird diese Tour am liebsten im Frühsommer unternommen, da der dann noch höhere Schneekegel die Überwindung der gefürchteten Randkluft erleichtert. Die Schwierigkeit dieser Fahrt beruht jedoch weniger im „Technischen", als in ihrer Länge und der komplizierten Orientierung und hat leider schon



Wandkletterei in der Fleischbankostwand, eine der schwersten Klettertouren in den Ostalpen.

manche Opfer sogar unter den tüchtigsten Alpinisten gefordert. Der Mutige und Begabte wird sich dadurch jedoch keinesfalls abschrecken lassen; geben doch die Berge unendlich viel mehr, als sie — unbegreiflichem Schicksal gemäß — bisweilen zu nehmen wissen.

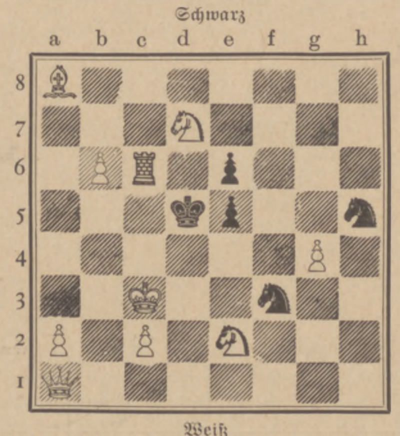
Je weiter wir nach Osten streifen, umso mehr kommen wir in die Domäne der Wiener Kletterer. Aber auch für den Süddeutschen werden Dachstein und Torstein Namen von hohem Klang sein, und er wird gerne gelegentlich eines Urlaubs die östlich der Salzach gelegenen Kalkberge mit Seil und Kletterschuhen aufsuchen.

Scherzrätsel

Fällt dir mit w die Lösung schwer,
da halt' ich es für wichtig,
daß du das w vertauschst mit r,
denn da rätst gleich du richtig.

Schachaufgabe

Schwarz



Weiß

Zwei Züge matt.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes



Tommy Long mit seinem kleinen Partner bei einem Spaziergang durch Berlin. Wie eine Pappel die Bäume des Gartens, so überragt Tommy stockwerkhoch alles Volk in den Straßen Berlins. A. Groß.

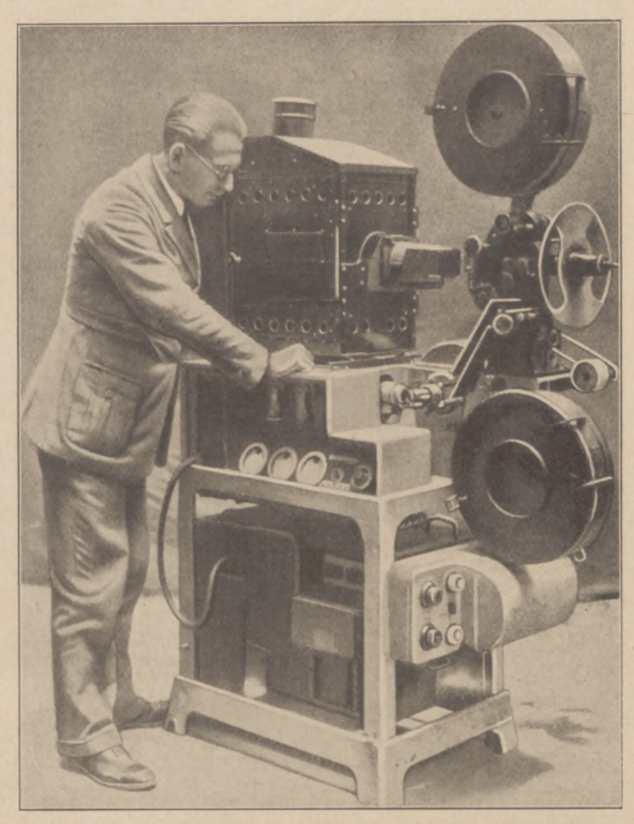
Der Tonfilm, eine neue deutsche Erfindung

Von W. Bottnar / Mit 4 Bildern der Tri-Ergon A.-G., Zürich

In meiner Jugend konnte man auf Schützenfesten und Jahrmärkten die ersten „Kinematographentheater“ sehen, in denen kurze Filme — damals technisch noch recht unvollkommen — den staunenden Zuschauern gezeigt wurden. Nicht lange darauf eröffnete man in meiner Heimatstadt die ersten zwei Lichtspieltheater. Da die Filme noch nicht so lang waren, wie sie heute sind, konnten in einer Vorstellung etwa acht bis zehn Programmnummern geboten werden. Ein „Rezitator“ gab dazu mit viel Pathos die jeweils nötigen Erklärungen. In diese Zeit fällt auch der erste Versuch eines „sprechenden“ Films. Auf der Leinwand sah man einen Landsknecht in einem Weinkeller sitzen und einen mächtigen Humpen schwingen. Dazu ertönte von einer Grammophonplatte, die zu dieser Zeit auch noch recht unvollkommen waren, das Lied: „Im tiefen Keller sitz’ ich hier, bei einem Faß voll Reben.“ Diese Versuche gab man jedoch bald wieder auf, da mit den damals zur Verfügung stehenden technischen Mitteln die Synchronität, die Gleichzeitigkeit von Wort und Bild, nicht erreicht werden konnte.

Heute ist das Problem des „sprechenden“ Films, des Tonfilms, gelöst. Welch ein weiter Weg liegt zwischen dieser Leistung und der ersten Photographie! Im Jahre 1825 fixierte J. N. Niepce in der Kamera obskura die ersten Bilder auf Asphalt und ward so zum Erfinder der

Heliographie; 1839 wurde Daguerre, der sich mit ihm vereinigte, der Begründer der mechanischen Lichtbilderzeu-

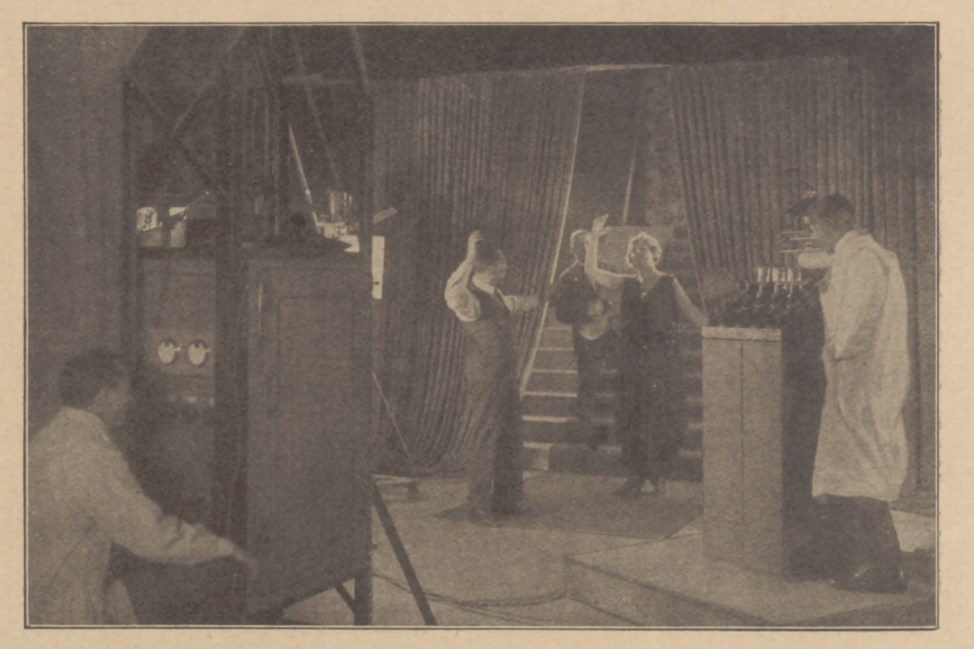


Der Vorführungsapparat für den Tonfilm.

gung. Ihm ist die Entwicklung und Verbreitung der jungen Lichtbildkunst zu verdanken. 1851 erfand Archer das sogenannte „nasse Kollodiumverfahren", zwanzig

Jahre später Maddox die Trockenplatte, und 1890 trat Schüpphaus mit seinen Versuchen auf, Zelluloid durch Harnstoff beständig zu machen. Damit waren alle Grundlagen für den Film geschaffen, der dann seinen Siegeszug in die ganze Welt antrat. Immer weiter arbeitete man an seiner Vervollkommnung. Man wollte nicht mehr „lebende Photographien" auf der Leinwand sehen, sondern die Bilder sollten plastisch und perspektivisch erscheinen, wie sie das Stereoskop bot; statt in den zwei Farben Schwarz und Weiß bringt man den in natürlichen Farben erscheinenden Film. Und man geht noch einen Schritt weiter, das stumme Bild wird zum Klingen, zum Sprechen gebracht.

Die ersten Versuche in Deutschland, das Problem des Tonfilms zu lösen, gehen bis in das Jahr 1918 zurück. Tri-Ergon, das „Werk der drei", nannten die Ingenieure Dr. Engl, Massolle und Vogt ihre Arbeitsgemeinschaft, die sich die Aufgabe stellte, den sprechenden Film zu schaffen, und dabei den Gedanken zugrunde legte, daß dies nur dann möglich sei, wenn es gelingen würde, akustische Vorgänge und eigentliche Handlung auf demselben Filmstreifen zu vereinigen. Im Jahre 1924 konnten die Erfinder zum erstenmal in der Öffentlichkeit ihr Werk vorführen. Es waren Dorf- und Varietészenen. Man hörte Hähne krähen, Hunde bellen, Schafe blöken, Sägen kreischen, allerlei Musik und so weiter. War auch die Natürlichkeit der Laute noch durch verschiedene Nebengeräusche gestört, so war man doch schon um einen großen Schritt vorwärts gekommen. In rastlosem Eifer machte man sich an Verbesserung, und die in diesem Jahre in Stuttgart gezeigten Vorführungen beweisen, daß der sprechende Film zur allgemeinen Benutzung freigegeben werden kann. Es bedarf nur noch des Entschlusses der



Blick in den Aufnahmeraum, während eine Szene für den Tonfilm aufgenommen wird.

deutschen Kinoindustrie, daß morgen schon Tonfilme in den Lichtspieltheatern laufen können.

Wollte man die akustischen Vorgänge zusammen mit der Handlung des Stückes auf den gleichen Filmstreifen bringen, so mußten diese in elektrische Schwankungen umgewandelt werden. Dazu brauchte man ein neues Mikrophon, da die bisher üblichen Kohlekörnermikrophone, wie wir vom Fernsprecher her wissen, gewisse Laute zu schwach, andere überschrien wiedergeben und Sprache oder Gesang stark verzerrt oder verstümmelt aufnehmen. So entstand das Kathodophon, bei dem alle diese störenden Fehler vermieden wurden. Da die von ihm gespendeten elektrischen Energien zu schwach waren, um wirksam in Lichtwellen umgesetzt zu werden, mußte noch eine besondere Verstärkereinrichtung konstruiert werden, die in Verbindung mit der Ultrafrequenzlampe, einer schallempfindlichen Aufnahmelampe, arbeitet. Erst so konnte man den fein vibrierenden elektrischen Strom des Kathodophons in ein zitterndes Lichtbündel umwandeln, mit dem der Filmstreifen belichtet wurde.

Wie wird nun ein Tonbildfilm aufgenommen? — Der Filmstreifen wird von zwei Strahlenarten getroffen, zunächst wie bisher von den Strahlen, die von der gespielten Szene ausgehen, und gleichzeitig von denen der Ultrafrequenzlampe. Diese ergeben am Rand des Zelluloidstreifens das sogenannte „Phonogramm", so daß der Film seitlich von den üblichen Aufnahmen noch das Bild der photographierten Schallwellen zeigt. Bei der Vorführung eines solchen Tonfilmes folgen die technischen Vorgänge in umgekehrter Reihe: ein feiner Lichtstrahl durchleuchtet das Phonogramm und fällt auf eine lichtelektrische Zelle, wo den Lichtschwankungen entsprechend stärkere oder schwächere Energien ausgelöst werden, durch



Der Lautsprecher, das „Statophon", des Tonfilms.

die wiederum ein dünnes Glimmerblättchen in Schwingungen versetzt wird. Diese werden durch einen besonders konstruierten Lautsprecher, das „Statophon", in eigen=

artiger Reinheit und Gleichmäßigkeit als Schallwellen in den Raum geworfen. So erfolgt also die Umwandlung des Schalls in Elektrizität und in Lichtwellen, und die der Lichtwellen wieder in Elektrizität und Schall.

Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die deutschen Filmgesellschaften möglichst bald diese Erfindung zunutze machen; denn auch Amerika hat einen Tonbildfilm, der jüngeren Datums und technisch schlechter als der unserige ist, jedoch von den amerikanischen Filmfabrikanten weitgehend ausgenutzt wird. Deshalb besteht die Gefahr, daß eines Tages der amerikanische Tonfilm bei uns eingeführt wird und dann die bessere deutsche Erfindung in den Schatten stellt.

Welche weitreichenden Möglichkeiten bietet der sprechende Film? — Man denke nur, wie dankbar wir heute dafür wären, wenn uns die Kunst der großen Schauspieler, Sänger und Musiker in Wort und Bild erhalten geblieben wäre. Nichts von dem, was Menschen sagen und singen, ist mehr vergänglich, nicht das Klingen der Glocken und die Sinfonien des Orchesters. Alles kann durch den Tonbildfilm festgehalten und beliebig oft an jedem beliebigen Platze für Auge und Ohr wiederholt werden. Wie anders wird die aktuelle Wochenschau werden, wenn der Film akustisch belebt ist; wir werden die Staatsmänner und andere Persönlichkeiten der geistigen Elite im Film sehen und hören; wir erleben im Film Aufnahmen von Naturkatastrophen, von wirklichem Donnern, Tosen und Dröhnen begleitet, und werden Teilnehmer an großen Festlichkeiten, die in Wort und Bild an uns vorüberziehen. Denken wir weiter an jene kleinen Lichtbildtheaterbesitzer, die bisher nicht die Mittel hatten, zu den gezeigten Filmen passende, künstlerische Musik zu bieten. Sie entleihen jetzt zugleich mit dem optischen Film-

streifen den akustischen und können den Theaterbesuchern des kleinsten Provinzstädtchens denselben Genuß bieten wie die Lichtspielpaläste der Großstädte. Auch für den Rundfunk ist der sprechende Film von größter Bedeutung. Man kann zunächst das Phonogramm des Filmstreifens auf jeden Rundfunksender übertragen; ferner sind hier neue Wege für das Hörspiel der Zukunft. In Ruhe und Sorgfalt wird es gedreht werden, die Aufnahmen werden regiemäßig wiederholt, die Musterkopien vom Regisseur auf ihre wirksamste Zusammenstellung zerschnitten und geklebt. Sodann erfolgt die Sendung unter völlig sicheren, akustischen Voraussetzungen und mit künstlerischer Disziplin, die bisher bei Hörspielen nicht immer zu finden waren. Die Welt der Bühne kann jetzt zur Kunst werden und mit ihren Schöpfungen ebenso wie bisher Malerei und Plastik die Zeiten überdauern. Das sind nur einige der vielen Möglichkeiten, die uns die Verwendung des Tonfilms



Der Filmstreifen des Tonfilms. Am Rand links das „Phonogramm", die photographierten Schallwellen.

erschließt. Freuen wir uns, daß deutsche Forscher diesen Weg gezeigt haben. Wir haben den größten Krieg der Weltgeschichte verloren und dulden Qualen und tragen Lasten, wie kein Volk bisher. Doch unbeugsam blieb der Wille und die Schaffenskraft des deutschen Geistes, den nichts vernichten kann: davon zeugt aufs neue der deutsche sprechende Film.

Heimkehr

Leiser schwanken die Äste,
der Kahn fliegt uferwärts,
heimkehrt die Taube zum Neste,
zu dir kehrt heim mein Herz.

Genug am schimmernden Tage,
wenn rings das Leben lärmt,
mit irrem Flügelschlage
ist es ins Weite geschwärmt.

Doch nun die Sonne geschieden
und Stille sich senkt auf den Hain,
fühlt es: bei dir ist der Frieden,
die Ruh' bei dir allein.

A. F. von Schack

Das erste Kugelhaus der Welt



Auf der Dresdener Ausstellung „Die technische Stadt“ erregte ein nach den Entwürfen eines Münchener Architekten ausgeführtes Kugelhaus bei Fachleuten und Laien großes Interesse.

(Photothek)

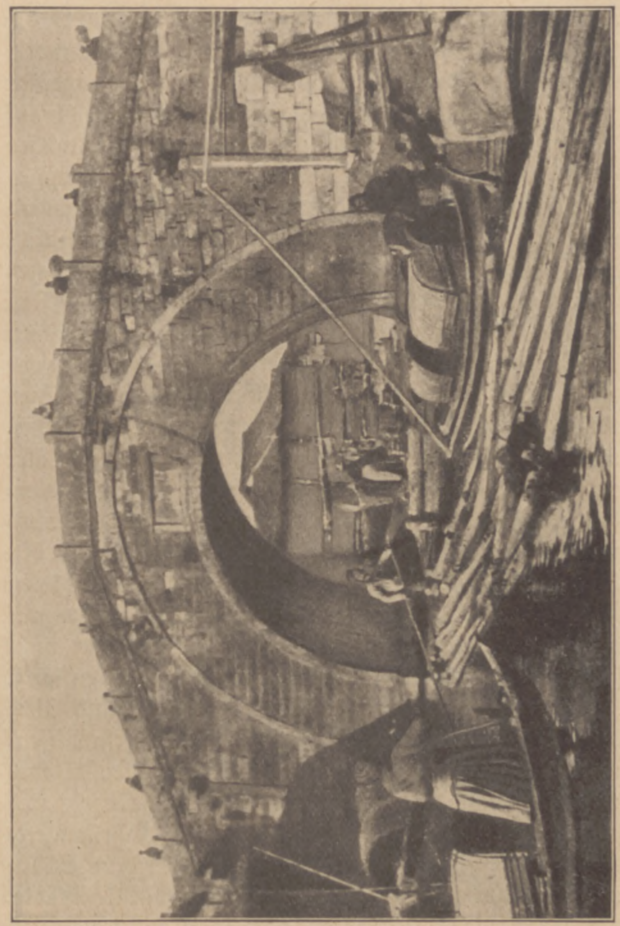


Hangchow, das Venedig des Ostens

Von Amuje-Banu / Mit 10 Bildern

Zu den zahlreichen heiligen Stätten Chinas gehört auch der Westsee, an dessen malerischen Ufern Hangchow liegt. So reich hat Mutter Natur hier die Erde beglückt, daß dieser von vielen Seen und Kanälen durchsetzte Teil des Landes wegen seiner großen Fruchtbarkeit der „Garten des großen Reiches" genannt wird.

Hangchow, weit über tausend Jahre älter als die Lagunenstadt Venedig des Abendlandes, ist in altersgrauer Zeit am Gestade dieses herrlichen, fünfzig Seemeilen langen, mit zahlreichen Inseln bedeckten Binnensees erbaut worden. Damals, als Hauptstadt des Königreiches „Wu", erlebte dieser blühende bedeutende Handelsplatz die überaus wechselvollen, schicksalsreichen Zeiten der chinesischen Geschichte. Reihen von Geschlechtern kamen, schafften, wirkten und verschwanden wieder aus einer ewig unruhigen Welt. Hangchow wurde oft belagert, ja sogar mehr oder weniger zerstört, aber immer haben die



Leben und Treiben auf einem Hauptkanal von Hangchow.

Menschen die Stadt wieder aufgebaut. Das jedesmalige Aufblühen verdankte Hangchow vor allem der günstigen geographischen Lage am südlichen Terminus des „Großen

Kanals", dem sogenannten Kaiserkanal, der gleich der berühmten „Großen Mauer" eine der vielen Wunderleistungen der chinesischen Baukunst ist. Dieser ungefähr tausend Seemeilen lange Wasserweg, der sich weit hinauf bis nach Tientsin erstreckt und durch seine zahlreichen größeren und kleineren Nebenkanäle die von emsigen Menschen dicht bevölkerte Provinz „Chekiang" so staunenswert ertragsfähig macht, darf als der längste künstliche Wasserweg der Welt angesehen werden. Die chinesischen Herrscher, die den Kanal erbauen ließen, haben für jene fernen Zeiten und mit den damals üblichen technischen Mitteln fast Unmögliches, ja Großartiges geleistet; vor allem ist es überraschend, mit welch sicherem Können die nicht geringen Geländeschwierigkeiten überwunden wurden. Höhenzüge wußte man zu umgehen, seichte Täler zuzuschütten oder, wie nördlich vom Jangtse, zu überbrücken. Über diese weitverzweigten Wasserwege schwimmen die mit Waren aller Art beladenen Kähne mit den breiten eckigen Mattensegeln an den Hütten und Gärten der fleißigen Landbewohner vorüber oder gleiten auf dem Spiegel inmitten wohlbestellter Felder an nicht selten viele Meilen sich hinziehenden Deichen entlang.

Hunderttausende von Kulis, Gefangene und Verbrecher, arbeiteten Jahrzehnte hindurch an diesem Riesenwerk mit seinen zahlreichen Bassins, Schleusen und Dämmen. Nachdem die imposante Kanalanlage fertig geworden war, bildete dieser Wasserweg Jahrhunderte hindurch die einzige Verkehrsader zwischen dem Süden und dem Norden des großen Drachenreiches. Alle Städte, die daran lagen, gelangten allmählich zu derartigem Wohlstand, daß man das Sprichwort prägte: „Im Himmel oben ist das Paradies — auf der Erde aber ist das Paradies in Hangchow und Sochow."

Aber auch das Mystische, das sich in Sagen und Legenden von einer Generation zur anderen im Charakter



Eine Mutter, die aus Not zwei ihrer Kinder verkaufen möchte.

dieses Vierhundertmillionenvolkes herausbildete, umgibt Hangchow und seinen idyllischen Westsee mit einer Romantik, die jährlich viele Hunderttausende von Be-

suchern und Pilgern zu dieser heiligen Stätte lockt, um hier der „Weisen Dame" zu huldigen.

In längstvergangenen Zeiten, als China in viele kleine Staaten zerfallen war, regierte im Königreich Wu neben einem schwachen Herrscher der kluge Minister Tsu. Von einer geheimnisvollen Reise, die er in die westlichen Berge unternahm, brachte er eine Braut von wunderbarer Schönheit und erstaunlicher Klugheit mit. Über die Heimat und Herkunft der Fremden hat niemand je etwas erfahren können. Durch ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten und ihr bedeutendes staatsmännisches Wissen, durch die fortschrittlichen Ideen und weisen Ratschläge, die sie beim Bau von Kanälen und Brücken gab, verdoppelte sich die Macht des Reiches rasch. Kein Wunder, daß Tsu und seine liebliche Gattin in höchster Gunst beim König standen und dadurch am Hof den größten Einfluß gewannen. Dies erregte den Neid vieler anderer Höflinge, und sie beschlossen, Tsus Macht dadurch zu brechen, daß sie seine kluge Frau aus dem Weg räumten. Lange fand sich keine günstige Gelegenheit und man wußte nicht, wie man die Verhaßte beseitigen könne. Endlich aber entdeckte einer der Minister eine Zauberin, die tief im Gebirge hauste, und die für vieles Gold ein Kraut verschaffte, das, in das Schlafzimmer der „Dame Tsu" gebracht, die Frau in eine Schlange verwandelte. Tsu wollte wieder einmal die Provinzen des Reiches besuchen, kam aber schon am nächsten Tage wieder zurück nach seinem herrlichen Wohnsitz dicht am See, um mit seinem klugen Weib noch eine sehr wichtige Sache zu beraten. Beim Öffnen ihres Zimmers erblickte er eine große weiße Schlange, die sich verzweifelt hin und her wand und blitzschnell durch die



Eine Lehmrutschbahn für Kähne, die Verbindung eines Kanals mit einem tiefer liegenden.

offene Tür flüchtete. Da ertönte ein gewaltiger Donnerschlag, und die ganze Besitzung Tsus verschwand in den



Das herrliche Eingangstor zum Großen Tempel in Hangchow.

aufschäumenden Wogen des Sees, aus dem sich eine Wolke spiralenförmig zum Himmel erhob. Als Tsu und sein kleiner Sohn wieder zu sich kamen, lagen beide weit weg von der Besitzung auf einem Hügel. Weder von der



Drei lustige chinesische Musikanten. Oft schallen die eintönigen Weisen über die stillen Wasser des Großen Kanals, wenn die Boote oder langen Holzflöße für die Nacht festgemacht sind.

„Weisen Dame" noch der Schlange fand sich jemals eine Spur. An der Unglückstelle aber ließ der tiefunglückliche

Tsu die „Donnerbergpagode" errichten. Im Volk erzählt man, wenn die Pagode einmal einstürze, dann käme die „Weise Frau" wieder. Als im Jahre 1924, nach zehn Jahrhunderten, ein Teil dieser Pagode zusammenbrach, will man die Erscheinung gesehen haben.

Es ist begreiflich, daß seitdem der Andrang frommer Pilger und anderer Besucher noch viel größer geworden ist. Besonders in der Zeit nach dem chinesischen Neujahr beginnt geradezu eine Völkerwanderung nach Hangchow. Von Ningpo flußabwärts segeln dann die mit Menschen überfüllten Dschunken mit den aufgemalten großen Augen am Bug, einem Böses abwehrenden Zeichen, nach Hangchow und setzen ihre Menschenfracht an der ersehnten Stätte ab. Die Kanäle wimmeln überall von Hausbooten; von jedem Heck flattert die gelbe Drachenflagge im Wind. Lama aus den Klöstern im fernen Tibet treffen in diesen Tagen ein und besuchen die Heiligtümer am See. Weither aus der fernen Mongolei kommen fromme Pilger, die hier ihre Andacht verrichten wollen. Studenten der alten und neuen Zeit ziehen in Scharen zur alten Donnerbergpagode. Besorgte Mütter, die immer noch auf verkrüppelten Füßen gehen, führen ihre im Sinne der neuen Zeit erzogenen Töchter zu den heiligen Stätten. Vornehme Würdenträger lassen sich in ihren Sänften zum Seeufer tragen. Bettler, Kulis, Dandys, junge chinesische Patrioten, rauhe Bauern und feine Städter in lila, grünen, blauen und karmesinroten Roben erscheinen. Alle wollen der „Weisen Frau" ihre Verehrung erweisen.

An solchen Tagen wimmeln die engen Gassen von schier unzähligen Menschen, und auf den zahlreichen Kanälen, welche Hangchow in allen Richtungen durchziehen und der chinesischen Stadt das venezianische Ge-

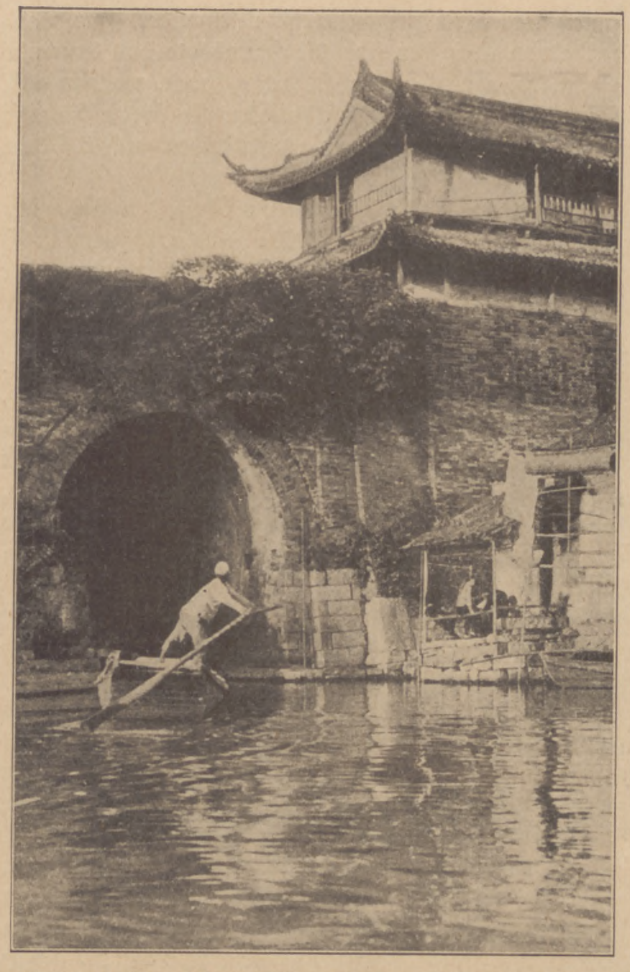


Ein Teigwarenfabrikant, der feine Nudeln im Freien trocknet.

präge geben, herrscht ein überaus buntes Leben und Getriebe. Zu solchen Zeiten gewinnt der Fremde einen überraschenden Einblick in die Lebensformen des chinesischen Volkes.

Das milde Neujahrswetter hat alles, jung und alt, arm und reich, ins Freie gelockt. Die Ladenbesitzer breiten überall vor den Buden bunte Schätze zum Kauf aus. Auf niedrigen Hockern sitzen sie mit ständig lächelndem Gesichtsausdruck, geduldig auf Käufer wartend. Neben der buntesten Auswahl getragener Kleider locken die Vorübergehenden allerlei schöne Silberwaren und reizvolle Jadeschnitzereien, die meist aus Kanton stammen. Das wunderbare Porzellan aus Kiukiang, das so dünn ist, daß man fast durchsehen kann, zeigt, daß die handwerkliche Tüchtigkeit und der Kunstsinn der Chinesen, seit Tausenden von Jahren geübt, immer noch nicht erloschen sind. Die öffentlichen Speisehäuser sind von Gästen erfüllt. Ein Duft entströmt diesen Lokalen, der jeden chinesischen Feinschmecker anzieht, sich an den Gerichten zu laben. Dicht daneben hocken Menschen, die in bitterem Elend dahinvegetieren; Bettler, notdürftig in Lumpen gehüllt und mit schlimmen Gebrechen behaftet, bitten um Almosen. In einem Winkel sitzt eine Frau, die zwei niedliche Knaben, die in Körben liegen, zum Verkauf anbietet. Chinesische Mütter haben ihre Kinder auch lieb, wenn aber der Kindersegen zu groß geworden ist und die unbesiegliche Not unüberwindlich bleibt, dann werden die Kleinsten zum Verkauf in die benachbarten Städte gebracht. Knaben stehen höher in der Schätzung bei kinderlosen Ehepaaren und werden teurer bezahlt als Mädchen.

Stundenlang kann man diesem eigenartigen Treiben zuschauen; am lebendigsten aber spielt sich das Leben auf den Kanälen ab, und man kann das Getriebe am besten von einer der vielen hohen Bogenbrücken aus betrachten. Hausboote fahren hin und her; geschickt gelenkt, gleiten sie aneinander vorüber. In breiteren Ka-



Eine malerische Ecke im alten Soochow. Der Kanal führt durch die Stadtmauer.

nälen liegen sie gruppenweise beieinander. Für Tausende von Menschen sind die Hausboote das dauernde Heim. Hier werden die Kinder geboren, wachsen auf. Sind sie erwachsen, dann heiraten sie in die Familie eines anderen Bootes hinein und sterben auch auf dem Wasser.

Der größte Teil dieser Fahrzeuge ist für den Passagierdienst eingerichtet. In der Mitte befindet sich eine meist drei bis vier Meter lange Kabine. Hinten unter dem runden Mattendach lebt die Familie. An dieser Stelle ist auch die Kombüse untergebracht. Im Bug, unter den Deckplanken, schläft die Mannschaft der größeren Boote. Da es so viele und ausgedehnte Wasserstraßen gibt, unternehmen die Bewohner dieser Fahrzeuge lange Reisen. Orthodoxe, strenggläubige Chinesen benutzen sie meist bis Tientsin; eine Fahrt, die eine Woche lang dauert. Die an den Kanälen wohnenden Bauern bringen ihre Ernten in das Boot und befördern sie weiter auf den Markt nach Hangchow.

Den Hausfrauen solcher Boote wird Versorgung mit allem, was zum täglichen Leben gehört, dadurch erleichtert, daß Händler auf schwimmenden Kramläden alles Nötige herbeibringen, was zur Leibesnahrung und Notdurft gebraucht wird.

Als wir zum Neujahrsfest nach Hangchow gekommen waren, trieb unser Fahrzeug kein schmucker Gondelier, wie man sie in den Lagunen Venedigs zu sehen gewohnt ist, über den See; zwei geduldig sich plagende Frauen führten die Barke und handhabten geschickt die schweren Ruderstangen. Eine der Frauen trug bei dieser schweren Arbeit ihr jüngstes Kind auf dem Rücken; der kleine Kopf auf dem noch schwachen Hälschen schwankte bei jedem Ruderschlag von einer Seite zur anderen; aber

es schlief dabei trotzdem ruhig weiter. Zwei von den nächstältesten Geschwistern spielten auf Deck. Die vor-



Ob Sonnenschein oder Regen, das ewig lächelnde Gesicht aller Chinesen läßt sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

sichtige Mutter hatte jedem der Kinder einen großen Holzklotz am Körper befestigt. Wenn es vorkommt, daß eines der Kleinen über Bord fällt, dann wirkt dieser

Klotz als schwimmende Boje, die Gefahr des Ertrinkens verhindernd.

Wir segelten zwischen den herrlichen, rosaschimmernden Kelchen der heiligen Lotusblumen an den Ufern des Westsees dahin. Weite Flächen sind mit den wundervollen Blumen bedeckt, die seit Jahrhunderten im fruchtbaren Schlamm des Seebodens wurzeln. Die weißen Wurzelknollen der Lotusblüten sind als Nahrungsmittel begehrt und beliebt; aus den haselnußgroßen Samenkernen bereiten geschickte chinesische Köche eine eigenartig schmeckende süße Speise; die getrockneten Stengel werden zur Feuerung verwendet, und in den Basaren benutzt man die großen Blätter zum Einwickeln von allerlei Lebensmitteln.

Das Eigenartigste der chinesischen Landschaft sind die Seeufer. Aus dem satten frischen Grün der Gewächse leuchten vom Sonnenlicht überflutete Tempel. Auf vielen Anhöhen ragen alte interessante Pagoden in die Luft; manche dieser Bauwerke sind über tausend Jahre alt. Hinter zierlichen, weit in den See hinausreichenden, auf Pfählen erbauten Landungsstegen mit den reizenden Pavillonen erheben sich imposante Torbögen. Die Gewässer sind fast überall sehr fischreich. Zum Fang der Fische abgerichtete Vögel, Kormorane, werden auf Booten hinausgefahren und holen oft reiche Beute aus den Fluten. Damit die geschickt tauchenden Vögel die von ihnen erhaschte Beute nicht verschlucken können, trägt jeder der geflügelten Taucher einen Metallring um den Hals, der verhindert, daß einer der gefangenen Fische durch den Schlund gleitet. Am Bein sind die Vögel angeleint, so daß sie nicht wegschwimmen können. Wenn am Abend die Fischer ihren Tagesfang in den Kanälen und Straßen der Stadt verkaufen, verzehren die von



Eine chinesische Hochzeit in Hangchow. Das junge Paar und die Angehörigen.

ihren Ringen befreiten Kormorane die ihnen zur Nahrung überlassenen kleineren Fischchen [1].

1) Vergleiche: „Fischfang mit Kormoranen in Japan und in China", mit 3 Bildern, in „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1925, Band 5, Seite 118—129.

In Hangchow gibt es viele herrliche alte Bauwerke, die der Ruhm der Stadt und des Landes sind. Ein erstaunliches Kunstwerk chinesischer Architektur ist der Eingang zum Großen Tempel am Westsee. Am Abend, wenn hundertjährige Zypressen und Laubbäume über den Tempelhof lange Schatten werfen und das bunte Völkergemisch am Strand Erholung sucht, ist es hier unsagbar schön. Beleuchtet von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne schimmert der See gleich flüssigem Metall in allen Farben; der ferne heilige Berg Taischan erglüht dahinter in alpinem tiefem Rot. Wenn es dann allmählich dunkel wird, verblaßt das zauberhaft schöne Bild. Aus dem See heben sich lange, ziehende Nebelschwaden empor, und in ihnen, so glauben die Chinesen, schwebt segenbringend die „Weise Frau" durch die stille Nacht.

Trotz der unklaren politischen Verhältnisse, die sogar von allen Politikern, die mit chinesischen Verhältnissen gut bekannt sind, nicht leicht durchschaut werden, und ihnen schwere Sorgen für die Zukunft bereiten, bleibt doch auch für die nächste Zeit das „Reich der Mitte" für Europa von großer wirtschaftlicher Bedeutung. China ist das Sammelbecken einer nicht gering zu schätzenden Menge von vielerlei Rohprodukten, die in Europa gebraucht werden. Aus den weitverzweigten Stromgebieten des Hoangho und Jangtse werden die Produkte an die Küste geführt; schier endlose Karawanen bringen wertvolles Material aus dem flußarmen Innern des Landes herbei. Diese Rohstoffe werden dann über Kanton, Schanghai, Hongkong und andere Häfen zu unseren Stapelplätzen geleitet und verteilen sich durch den Handel in die verschiedenen Industrieländer. Als fertige Fabrikate werden sie dann in aller Welt vertrieben.

China braucht für seine vierhundert Millionen Menschen, als ein ungeheuer ausgedehntes Land, in dem noch nicht viele Fabrikschornsteine rauchen, auch vieles



Viele reiche Kaufleute und Beamte leben in Hangchow und Soochow und haben hier prächtige Landhäuser.

von unseren Erzeugnissen. Es ist als Absatzgebiet für Europa wichtig, und deshalb muß man wünschen, daß den Menschen im fernen Osten bald Ruhe und Friede beschieden sein möge.

Indianer im Nationalkostüm



Eine Truppe von ausgesucht stattlichen Rothäuten bereist zur Zeit deutsche Städte. Statt hoch zu Roß, fahren sie auf dem Motorrad mit Beiwagen zur Vorstellung. Fotoaktuell.

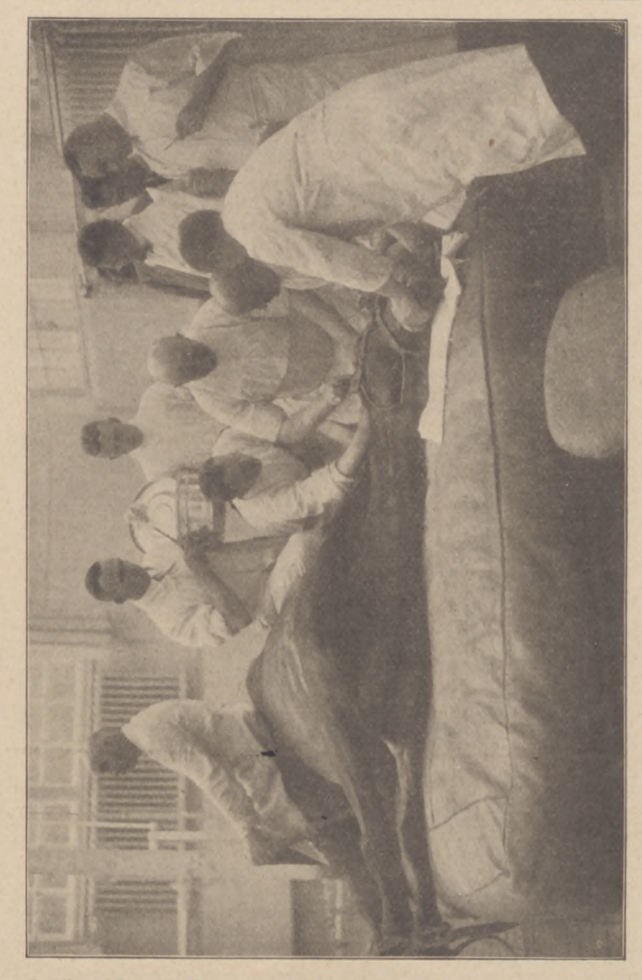
Tiere als Patienten

Von Dr. Alexander Sokolowsky, Hamburg / Mit 5 Bildern nach Aufnahmen von Atlantik

In der Laienwelt ist man im allgemeinen geneigt, den Wert der Behandlung erkrankter Tiere und die dadurch erzielten Erfolge geringer einzuschätzen, als dies bei menschlichen Patienten der Fall ist. Das ist jedoch eine durchaus irrige Auffassung der Sachlage. Die Tiermedizin, und ganz besonders unsere deutsche Veterinärwissenschaft, hat es gleich der inneren Medizin in der erfolgreichen Behandlung menschlicher Krankheiten dank emsiger Forscherarbeit zu beachtenswerter Höhe gebracht. Die wissenschaftliche Forschung und die praktische Ausübung des ärztlichen Berufes ist unausgesetzt dabei, auf den Wegen der Erkenntnis entschieden vorwärts zu schreiten. In ihren letzten Auswirkungen münden beide Wissenschaften in eine Bahn. Das Wesen der Krankheiten, die Art der Erreger, die biologischen Erscheinungen, welche sich im Verlaufe der Krankheiten geltend machen, die Forschungsergebnisse in der Bakteriologie und viele andere Teilgebiete der wissenschaftlichen Medizin sind Gemeingut der Heilkunde als Gesamtwissenschaft. Ihre Ergebnisse kommen dem Mediziner und Tierarzt in gleicher Weise zugute. Im Objekt ihrer Behandlung unterscheiden sie sich allerdings. Während der erkrankte Mensch dem Arzte schildern und beschreiben kann, wo er Schmerzen hat und welche Störungen in seinen Körperfunktionen ihm das Leben erschweren, ist der Tierarzt seinem tierischen Patienten gegenüber in

bezug auf die Diagnose nur auf Untersuchung und Beobachtung angewiesen. Es ist begreiflich, daß das richtige Erkennen der Krankheit nicht selten auf große Schwierigkeit stößt, und daß reiche Erfahrung in tierärztlicher Praxis die Behandlung der tierischen Patienten wesentlich erleichtert. Zwar ist die Untersuchungsmethode hochausgebildet, auch sind die technischen Errungenschaften auf tiermedizinischem Gebiete in ausgezeichneter Weise entwickelt, die Art des Patienten und seine Behandlung erschweren aber dem Tierarzt häufig die Durchführung der von ihm als richtig erkannten Behandlung. Sofern es sich um unsere Haustiere handelt, stehen dem Tierarzt zahlreiche wissenschaftlich niedergelegte Erfahrungen durch vielfache Veröffentlichungen hervorragender Kollegen zur Verfügung, handelt es sich aber um wilde Tiere, und dazu noch um solche, die nicht in freier Wildbahn in unserer Heimat leben, sondern aus dem Ausland stammen, so versagt oft Wissen und Praxis, denn der behandelnde Tierarzt steht vor Problemen, die noch der wissenschaftlichen Erforschung harren. Hier hilft nur, eigene Wege des Versuchs und des Experimentes zu betreten und die Behandlung nach allgemeingültigen medizinischen Erfahrungen aufzunehmen.

Im Vordergrund des tiermedizinischen Interesses steht die Behandlung des Pferdes. Dieser Zweig der Tiermedizin hat sich begreiflicherweise daher so hoch entwickelt, weil das Pferd als Verkehrstier und nicht zum wenigsten als edles Sporttier sich besonderer Wertschätzung im Leben der Kulturvölker erfreut. Außerdem spielt es aber auch von militärischen Gesichtspunkten aus eine wichtige Rolle. Handelt es sich auf der einen Seite um die Bekämpfung der inneren Krankheiten des Pferdes, wobei die Kolik desselben, die verschiedenen In-



Operation eines Pferdes in der chirurgischen Klinik.

fektionskrankheiten, Brustseuche, Rotz, verschiedene Blutkrankheiten und zahlreiche andere Krankheiten mehr eine

wichtige Bedeutung haben, so sind die äußeren Leiden dieses edlen Tieres nicht weniger schädigender Art. Das gilt namentlich bei der Erkrankung der Gliedmaßen, die den Wert eines Pferdes begreiflicherweise in Frage stellen und häufig chirurgische Eingriffe nötig machen. In den verschiedenen Kliniken Deutschlands, namentlich in den tierärztlichen Hochschulen und in den mit den Universitäten verbundenen tierärztlichen Forschungsanstalten werden die bisher technisch vollendetsten Untersuchungs- und Behandlungsmethoden angewendet. Nach dem hieraus sich ergebenden Befund kann die Behandlung oder die für nötig erachtete Operation einsetzen oder durchgeführt werden. Handelt es sich um chirurgische Eingriffe verschiedener Art, so erweisen sich Zwangsmittel der Fesselung als notwendig. Es stehen verschiedene Wurfmethoden in Gebrauch, die das erkrankte Tier in für den chirurgischen Eingriff günstige und ruhige Lage auf eine weiche beziehungsweise elastische Unterlage werfen, wobei es sich beim Fallen nicht beschädigt. Eine unserer Abbildungen gibt die Aufnahme der Operation eines Pferdes in der chirurgischen Klinik der Berliner Tierärztlichen Hochschule wieder.

Für rheumatische Erkrankungen unserer Haustiere werden vielfach Bäder verordnet. Von günstiger Einwirkung erweist sich eine Moorbadkur. Auch der wohltätige Einfluß des Dampfbades hat für die klinische Behandlung unserer Haustiere zur Heilung mancher Leiden nicht zu verkennende Bedeutung. In zahlreichen Fällen werden in der tierärztlichen Praxis Impfungen ausgeführt. Dabei handelt es sich teils um solche, die den Zweck der Vorbeugung gegen Krankheiten befolgen, teils aber um solche, die eine heilende Wirkung ausüben sollen. Die Impftechnik ist hochentwickelt. Je nach dem



Keine Scherzaufnahme, sondern der Hund muß eines Augen-
leidens wegen wirklich eine Brille tragen.

Wesen der Krankheit und dem Zweck, der damit erfüllt werden soll, wird die Impfung ausgeführt. Am bekanntesten ist die Impfung gegen den Rotlauf der Schweine. Diese Schutzimpfung gegen die Verbreitung der gefährlichen Seuche erfreut sich großer Wertschätzung. Auch beim Rinde werden vielfach Impfungen ausgeführt. Am bekanntesten ist die Tuberkulinprobe durch Injektion.

Unter den kleineren Haussäugetieren erfreuen sich Hund und Katze sorgfältigster tierärztlicher Behandlung. Namentlich ist es der erstere, unser treuer Gefährte, dem die hohe Ausbildung der tierärztlichen Wissenschaft zugute kommt. In anerkennenswerter Weise sind die Tierschutzvereine tätig, um die Leiden dieser vierbeinigen Patienten zu lindern. An vielen Orten holen sie auf Anruf die erkrankten Tiere aus den Wohnungen ab, um sie sachgemäßer Behandlung zuzuführen. Oft werden vom Tierarzte die schwierigsten Operationen ausgeführt, um unseren Liebling von seinem Leiden zu befreien. Unter ihnen sind Augenoperationen in den Tierkliniken nicht selten. Sogar die Wohltat einer Brille wird einem solchen Patienten zuerkannt.

Die modernsten Behandlungsmethoden haben in der Tiermedizin Eingang gefunden. Als besonders günstig erweist sich für erkrankte und geschwächte Tiere die Anwendung der Höhensonne, deren segensreiche Einwirkung uns aus der menschlichen Medizin seit längerer Zeit bekannt ist.

Bei den gefangengehaltenen Tieren in zoologischen Gärten, in Menagerien, Zirkussen und Tierschaustellungen zeigen sich oft Gebrechen, die einen chirurgischen Eingriff oder eine tierärztliche Behandlung erfordern. In vielen Fällen handelt es sich dabei um sehr wert-



Ein kranker Löwe in Behandlung.

volle Tiere, die gesund zu erhalten im begreiflichen Interesse ihrer Besitzer und Pfleger liegt. Beträchtliche Mühe verlangt die Behandlung eingewachsener Krallen bei Raubtieren, bei Löwen und Tigern, oder Zahnoperationen bei Raubtieren oder Elefanten. Die geschickte Fesselung der Raubtiere, damit der Operateur sicher arbeiten kann, ohne dabei das Tier zu gefährden, setzt große Umsicht und Erfahrung im Umgang mit wilden Tieren voraus. Es ist Tatsache, daß erkrankte Tiere in vielen Fällen den Menschen als ihren Wohltäter, der sie von ihrem Leiden zu befreien versucht, erkennen. Sie erweisen sich in einzelnen Fällen geradezu als dankbar. Namentlich habe ich bei den hochorganisierten Schimpansen diesbezügliche Erfahrungen gemacht. Diese im System dem Menschen nahestehenden Geschöpfe ließ ich stets bei Erkrankung durch einen Menschenarzt behandeln.

Raubtiere, die oft eine große Zuneigung zu ihrem Pfleger bekunden, erweisen sich nicht selten im Zustande der Erkrankung als geduldig und anschmiegsam.

Da Lähmungserscheinungen bei gefangenen Tieren nicht selten auftreten, hat man mit Erfolg die Behandlung durch Elektrisieren zur Anwendung gebracht. Eine unserer Abbildungen zeigt die Anwendung des elektrischen Stromes bei einem gelähmten Känguruh im Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen.

Sogar Kaltblüter werden unter Umständen einer tierärztlichen Behandlung unterworfen. Daß die verhältnismäßig tief organisierten Geschöpfe, wie Krokodile und Schlangen, keine liebenswürdigen Patienten sind, ist verständlich. Dennoch gelingt es auch bei ihnen, Heilungserfolge bei sachgemäßer Behandlung zu erzielen.

Die moderne Tierfütterung legt auf die Darbietung nahrhafter und die Gesundheit fördernder Nährstoffe



Ein am Hinterbein gelähmter Braunbär wird elektrisiert.

großen Wert. Sie sucht auf Grund unserer Erkenntnis über den Wert des Vorhandenseins von Vitaminen



Elektrisieren eines an den Vorderfüßen gelähmten Känguruhs.

stets die beste Auswahl zu treffen. Aus diesem Grunde erweist sich die Anwendung bestrahlter Nahrungs- und Futtermittel als sehr empfehlenswert bei erkrankten

Tieren oder Kümmerern. Im Tierpark Hagenbeck zeigte sich die Fütterung von bestrahltem Milchfett und Aufbaumehl bei kleineren, zarten Tieren von vorteilhafter Einwirkung auf ihre Gesundung.

Bestrahltes Milchfett war namentlich für Pelztiere, Stinktiere, Waschbären, Iltisse, Ginster- und Zibetkatzen, Opossume, Wölfe, Schakale außerordentlich günstig. Auch die zarten Pinseläffchen erhielten mit Erfolg Milchfett in Tee, Schokolade oder andere flüssige Nahrungsmittel gerührt. Bei diffizilen Huftieren, kleinen Hirschen, Antilopen, Steinböcken und anderen mehr, wurden durch die Verfütterung von Aufbaumehl gute Erfolge erzielt. Trotz aller bedeutenden Ergebnisse der Veterinärmedizin steht der weiteren Forschung noch ein reiches und dankbares Arbeitsgebiet offen.

Rösselsprung

viel	e	ihr	sän	lein	früh	so	mag
nacht	get	fort	lings	könn	ver	singt	des
wig	tau	auch	vög	und	fort	die	lang's
ihr	und	lust	tet	herr	die	von	nur
und	sin	send	welt	ben	klei	lich	gott
tag	ge	lie	so	früh	ge	von	singt
ihr	lieb'	gen	jah	ne	keit	hat	macht
nie	re	nug	lings	schön	des	brust	singt

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes



Junge Ungarn in Nationaltracht verlassen nach dem Gottesdienst die Dorfkirche. Rasmussen.

Krabbenfischerei vor Ostende

Von E. Job / Mit 5 Bildern von C. Delius

Noch lag die Küste in tiefster Dunkelheit, da regten sich an Deck der Fischerschuten im Hafen von Ostende viele geschäftige Hände. Körbe und Kessel wurden bereitgestellt, Netze und Taue auseinandergenestelt. Dann zog man Segel in die Höhe; knatternd bauschte sie der Seewind auf. Draußen auf dem Meer sprühten Myriaden blaßgrünlicher Funken auf, der ganze Wasserspiegel leuchtete quecksilberig, und zischende Schaumkämme schimmerten wie bleiche Flämmchen. Aus den Kombüsen der Fischerboote qualmten dicke Dampfschwaden. Blecherne Trinkgeschirre hörte man klappern, und bald hockte die Bemannung auf Tau- und Netzbündeln herum und trank behaglich heißen Kaffee.

Allmählich hellte sich der Himmel im Osten auf; die Sterne begannen zu verblassen, und unter den Stößen der stärker und heftiger heranrollenden See bäumten sich die Schuten gegen ihre Ankerketten. Da gingen die Männer zum Gangspill und wanden mit vereinten Kräften den Anker vom Meeresgrund empor. Knarrend und ächzend strammte sich das Drahtseil; das Fahrzeug erzitterte im Rumpf, bis ein heftiger Ruck die Schute, die nun hin und her schwankte, von Backbord nach Steuerbord herüberwarf. Der Anker hatte sich gelöst; schneller griffen die Zahnräder am Gangspill ineinander. Noch hatte der Anker den Wasserspiegel nicht erreicht, da trieb der Wind die schaukelnden Boote vom Hafen dem Meere zu.

Nun mußten die Rudergänger die Augen offen halten, denn von allen Seiten steuerten Fahrzeuge der Hafenausfahrt zu, um die See zu gewinnen; jedes versuchte, den Weg des anderen zu kreuzen, um möglichst rasch hinauszukommen und vor dem Konkurrenten mit dem Fischen beginnen zu können.

Kaum hatten die Schiffe den Hafen verlassen, da segelten sie, so rasch es ging, nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Nun wollte keiner mehr dem anderen hinderlich sein; alle suchten aber den besten Wind zu nützen, und jeder hatte die Überzeugung, die besseren und reicheren Fischgründe zu kennen.

Inzwischen wurden die Schleppnetze klargemacht, und als die ersten Strahlen der Morgensonne über den Himmel zuckten, da klatschte es heftig neben den Bordwänden der Schuten auf: man hatte das Netz ausgeworfen. Wie ein ungeheures klaffendes Riesenmaul öffnete sich der Garnsack und begann, von einer mit Bleiplomben beschwerten starken Stange zum Grund gezogen, Unersättliches in sich hineinzuschlucken.

Ein solches Schleppnetz oder „Hamen“ gleicht, von oben gesehen, einem gleichschenklig-spitzwinkligen Dreieck, das seine Spitze hinten hat. Die Öffnung ist ein längliches Rechteck, das an der Basis eine Eisenstange hat, einen mit Gewichten beschwerten Pfahl oder auch nur ein stärkeres, mit Bleiplomben versehenes Tau. Offengehalten wird der Hamen durch die beiden sogenannten „Scherbretter“, die an den Seiten des Rechtecks befestigt sind und mit zwei Seilen, den „Kurrleinen“, mit dem Schiff verbunden sind. Diese Scherbretter sind an den Kurrleinen nach Art der Winddrachen befestigt, so daß sie schief



An Bord werden die Krabben sortiert und gesäubert.

zur Fahrtrichtung stehen und deshalb nach außen auseinandergedrängt werden, wodurch das Netz offen bleibt.

Inzwischen war die Sonne über den Horizont gestiegen und schien den Fischern, die in beschaulicher Ruhe auf den Deckplanken umherlagen oder in das grünliche Meerwasser schauten, in die verwitterten Gesichter. Andere schmauchten an braun geräucherten Kalkstummeln oder rechneten den Gewinn aus, den das noch durch die grüne Unendlichkeit des Meeres pflügende Schleppnetz heraufördern würde. Drei bis vier Stunden durften sie so herumlungern; denn so lange wurde mit den Netzen gefischt. Dann aber begann das Hieven. Wer nicht anderweitig zu tun hatte, packte zu und zog mit „hau-ruck—hau-ruck“ an den Kurrleinen.

Je schwerer diese Arbeit vorwärts ging, desto vergnügter sahen die Gesichter aus — je leichter sie ward, desto enttäuschter wurden sie. Denn aus der Schwierigkeit des Hievens konnte man ungefähr auf die Ergiebigkeit des Fanges schließen — wenn nicht lauter Seeigel im Netz waren.

Doch Petrus, der Schutzpatron der Fischer, war ihnen hold gewesen. Der Hamen wurde gut gefüllt an Bord gezogen und von den Kurrleinen befreit, an denen sofort ein zweites Netz ausgeworfen wurde.

Dann schüttete man den ganzen Fang kurzweg auf das Deck, und das Sortieren begann. Das wimmelte und kribbelte unbändig durcheinander! Meist waren es Garnelen, die hörbar mit den Schwanzenden an den Bauchpanzer schlugen. Auch einige ausgewachsene Hummer waren darunter. Taschenkrebse, die im Netz mit heraufgebracht wurden, suchten sich still und leise davonzumachen. Das glückte ihnen allerdings nicht, denn schon



Die sortierten und gesäuberten Krabben werden an Bord in einem Kessel abgekocht und in Körbe verpackt.

kam ein Mann, der sie mit einer Schaufel zusammen mit einer großen Menge Krabben auf einen hochrandigen Tisch warf, wo das Aussortieren vor sich ging. Seeigel,



Auf dem Wege zur Stadt, wo die frischen Krabben an Hotels, Restaurants und an Straßenhändler verkauft werden.

Seesterne und sonstige Meeresbewohner, die am Grund leben und immer in den gehievten Fangnetzen mit heraufkommen, wurden mit Ausnahme weniger Fische wieder ins Meer geworfen. Dann wurden die Krabben gesiebt und gewaschen und, um gekocht zu werden, in einen eisernen Kessel geschüttet, der auf einem kleinen Herd stand



Fischerfamilie beim Ausbessern der beim Fang beschädigten Netze am Hafen von Ostende.



Straßenverkauf von Krabben und Hummern in Ostende.

und heißes Wasser enthielt. Garnelen können nur gekocht in den Handel gebracht werden, da sie anders schnell

verderben. Nach dem Kochen kühlt man sie mit gehacktem Eis und verpackt sie in Weidenkörbe. Nur Hummer und Taschenkrebse werden lebend an Land gebracht.

Auf die gleiche Weise wird täglich zwei- bis dreimal gefischt. Das letzte Aussortieren, Waschen und Kochen des Fanges findet meist während der Heimfahrt oder im Hafen statt, wo die Frauen warten und die mit Garnelen gefüllten Körbe fortschaffen.

Aber noch ist die Arbeit auf dem Schiff nicht beendet. Ehe nicht die Segel gerefft, Tauwerk und Netze ordentlich verstaut und „rein Schiff" gemacht worden ist, verläßt kein Mann eine Schute. Am späten Nachmittag ist noch nicht Feierabend; dann sieht man die Fischerfamilien mitten in den Hafenstraßen sitzen und die schadhaft gewordenen Netze ausbessern, denn ohne irgend einen kleinen Schaden geht es nie ab. Der Meeresgrund ist ja nicht eben, und das Netz gleitet nicht glatt darüber hin. Aus dem Sand ragen oft scharfe Kalkspitzen und Steinblöcke hervor, an denen die Netzmaschen hängen bleiben und zerreißen.

Erst wenn die Sonne ins Meer sinkt, ist das Tagewerk beendet. Dann kehren die Fischer wohl noch auf ein Stündchen in irgend einer Hafenschenke ein, tanzen mit den Mädchen zu den Klängen der Ziehharmonika oder sitzen hinter einem dampfenden Glas ziemlich „nördlichen" Genevers oder Grogs und spinnen ein tüchtiges Stück Schiemannsgarn, daß den Zuhörern die Haare mehr oder weniger zu Berge stehen. Wenn aber am nächsten Morgen die Krabben und Hummer in den Straßen Ostendes feilgeboten werden, dann sind die Fischer schon lange wieder draußen auf der See und schleppen die Netze über den Meeresboden.

Ein berittener Bänkelsänger



Der amerikanische Cowboy singt in fröhlichster Laune ein Liedchen zur Laute. Das Pferd ist locker aufgezäumt: am Sattelknopf hängt der unentbehrliche Lasso. Scherl.

Die verschwundene Braut

Aus der Chronik eines alten Herrenhofes. Von Karla Tvede
Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen
von Henny Bock-Neumann

Der Burghof, von drei mächtigen Schloßflügeln umgeben, wimmelte von Karossen, die zur Hochzeit des Grafen Esbern Trolle herangerollt waren. Auf dem Hofplatz stiegen Herren und Damen paarweise über die Treppenstufen in dichtem Gedränge empor.

Verwandte des Bräutigams, die altväterisch pünktlich zuerst zum Fest eintrafen, kamen in Karossen, bauchig wie Prahme und in schweren Ledergurten zwischen den Rädern hängend. Die Kavaliere trugen bunte, goldbestickte Kleider und hohe Stulpenstiefel. Breitbeinig, die Absätze auswärts gewendet, um nicht über die Sporen zu stolpern, schritten sie über die Stufen der breiten Treppe hinauf. Die Damen mit ihren hohen Frisuren gingen prächtig gekleidet an der Seite ihrer Kavaliere.

In der Vorhalle, vor der Saaltüre, empfing Graf Trolle seine Gäste. Groß und schwer wie fast die ganze Sippe, aber modischer gekleidet, trug er einen dünnen, gelben Seidenanzug, der ihn zwang, die Arme vorsichtig zu bewegen, damit die Nähte nicht platzten; an seiner Seite hing ein zierlicher französischer Degen.

In der rechten Hand hielt der Graf einen großen Silberbecher. Der Diener, der ihm zur Seite stand, füllte ihn, sooft er leer war. Graf Trolle bot ihn allen Männern an, trank jedesmal einen guten Schluck und reichte den Becher dem nächsten Gast, der ihn unter Fanfarenstößen

der Trompeter leerte, die auf einer Tribüne im linken Teil der Vorhalle saßen.

Im großen Gartensaal empfing die alte Gräfin-Witwe die Gäste. Sie war schwarz gekleidet; Hals und Schultern umschloß ein schwerer Schleier. Sie reichte den Männern ihre Hand zum Kuß; die Frauen empfing sie mit einer Umarmung. Die Damen schritten durch den Saal auf die hochlehnigen Stühle zu, setzten sich und plauderten. Die Männer zogen nach dem linken Eckzimmer, von wo sie durch die offenstehende Tür die Trompeter auf der Tribüne sehen konnten.

Nun rollten Karossen eines anderen Typs in den Burghof. Elegante, vergoldete Wagen mit Glasfenstern, hinter denen farbige Seide schimmerte. Kavaliere sprangen leichtfüßig heraus und streckten den Damen, die ihnen folgten, die Hände entgegen. Mit wippenden Reifröcken und reichem Falbelwerk, mit wiegenden Degen und nickenden Federn am Barett bewegte sich die jüngere Generation in einem Takt, als träte sie zum Menuett an. Auch sie stiegen über die große Treppe hinauf. Einige nahmen schnell und leicht zwei Stufen auf einmal; lachend hüpften die Damen hinterher, von den Kavalieren, die sie an der Hand hielten, mitgewirbelt.

Die Frauen der Verwandtschaft der Braut erfüllten die Luft mit fröhlichen Stimmen; ein Duft umwehte sie wie von blumigen Auen.

Als aber die jungen Kavaliere Graf Trolles Willkommensbecher leeren sollten, da war es der reine Jammer; lachend schauten die älteren Männer der Trollesippe durch die halboffene Tür des Eckzimmers und riefen den Musikanten zu, sie dürften nicht blasen, denn dies sei kein ehrlicher Willkommtrunk. Die von Seide starrenden Puppen nippten ja nur ein wenig und gaben

dann den vollen Becher zurück. Einige vermaßen sich sogar, den Becherrand abzuwischen, bevor sie ihn geziert mit den Lippen berührten, als ob unreines Pack vorher daraus getrunken hätte und nicht lauter wohlgeborene Herren und brave Männer.

Die alte Gräfin im Saal sah noch finsterer und verschlossener aus als vorher. Fragte sie nach dem Befinden der Männer, so lächelten die jungen Fante und dankten. Nicht einer litt an Gicht oder kaltem Fieber, womit er sie unterhalten könnte. Und die Damen verneigten sich, streckten ihre langen, zarten, nackten Arme vor, sichtlich bange, die Umarmung der alten Dame könne ihren modischen Stoff zerdrücken. Sie blieben auch nicht im Saal, trennten sich nicht von ihren Kavalieren, sondern flatterten paarweise weiter; alle gingen in den östlichen Saal, den der Bräutigam mit seidenbezogenen Möbeln von jener neumodischen zierlichen Art geschmückt hatte, die einen leicht berauschten Mann nicht tragen konnte und beim ersten Fußtritt zerbrach.

Im Hof war es leer geworden. Dem Bräutigam sah man an, daß er unruhig war. Kam sie, oder trug sie vielleicht Bedenken? — Ihm war es so im Innersten immer unglaublich erschienen, daß sie mit ihm leben wollte, das kleine, französisch erzogene Edelfräulein, die Tochter des Gesandten in Paris, die in Versailles getanzt hatte und im Park von Trianon Federball gespielt, die alles kannte, was es Schönes und Galantes im Lande des besten Geschmacks am Hof Ludwigs des Fünfzehnten gab. Nicht eher fühlte er sich seines Glückes sicher, bis er sie ganz allein hatte, nach der Trauung, dem Hochzeitsmahl und dem Trinkgelag — dort oben in dem mit weißer Seide tapezierten Schlafzimmer, das nach Zeichnungen eingerichtet wurde, die sie aus Paris gesandt.

Plötzlich schleuderte Graf Esbern den Silberbecher fort; der Diener griff danach, aber der Becher rollte klirrend über die Steinfliesen der Vorhalle. In drei Sprüngen war der eifrige Bräutigam über die Steintreppe hinabgeeilt und stand barhaupt — die Locken seiner Perücke wehten im Wind — am Fuß der Treppe, als der Brautwagen vorfuhr.

Hinter rosa Seidengardinen schimmerte weiße Seide und Tüll, und ehe die Heiducken mit ihren weißen Perücken vom Bock gesprungen waren, hatte Graf Trolle die Wagentür geöffnet und streckte der weißen Elfe seine Arme entgegen.

„Wibeke, liebe Wibeke! Willkommen!"

„Zerdrück' mich nicht!" rief sie. Der alte Gesandte suchte lächelnd seine Tochter zu schützen, aber Graf Trolle hatte gut zugefaßt; er hob sie empor, und auf seinen starken Armen trug er die kleine weiße Frau, sein junges Glück, über die hohe Steintreppe hinauf.

Als er sie auf den Fliesen der Vorhalle vorsichtig niederstellte, war die Naht des einen Ärmels geplatzt, und der schmale, dünne, zierliche Degen, über den er gestolpert war, hatte sich gekrümmt wie ein Flitzbogen.

Graf Trolle sah aber weder dies noch seinen Schwiegervater, dem zuzutrinken er ganz vergessen hatte. Der Diener rettete jedoch die Lage; er reichte dem alten Herrn den Silberbecher, den dieser auf das Wohl des Brautpaars leerte, indes der Bräutigam sich entschuldigte.

Alle drei traten gleichzeitig durch die breite Saaltür ein, und der alte Gesandte übergab mit zierlicher Verbeugung seine Tochter der Gräfin-Witwe. In ihrer Umarmung verschwand das kleine Wesen wie ein Engel in Gewitterwolken. Allerdings war auch im Willkommen-

kuß der Schwiegermutter auf der Wange der Braut die Kühle eines Hagelschlags. Als die alte Dame die Schwiegertochter aus ihren Armen ließ, sah es fast so aus, als gäbe sie etwas frei, das ihr nicht besonders gefiele. Doch Graf Esbern Trolle hatte nichts davon bemerkt, denn er bemühte sich, das Brautgefolge paarweise zu ordnen. Die beiden Familien sollten sich zum ersten Male miteinander verbinden, die sich bisher wie Feuer und Wasser zueinander verhalten hatten.

Die Mutter leitete den Hochzeitszug; sie führte den Sohn mit einer Miene, als folge sie einer Leiche. Dann kamen dicke Herren mit Frauen wie Rosenblätter, oder leichtgewichtige Kavaliere mit Damen, die außer mit der Fülle ihres Fleisches noch mit Brokat und Gold beladen waren und schwere Röcke trugen, groß und steif wie Schilderhäuser.

In der Schloßkapelle hielt Pastor Sadolin eine Predigt, die der weibliche Teil der Familie der Braut, hinter den Fächern lächelnd und spöttelnd, anhörte, während die altmodischen Frauen der Sippe ein paar kühle Tränen vergossen bei allen den Stellen, von denen sie wußten, daß sie zur Predigt gehörten.

Alles verlief so, wie es sein mußte. Als die Gesellschaft aber in den Gartensaal zurückgekehrt war, geschah etwas, das diese Hochzeit zur vielbesprochensten der damaligen älteren Generation machte. Bevor man zu Tisch ging, sollte jeder Edelmann noch einen großen Becher leeren. Die Verwandten der Braut bangten vor dem Hohngelächter, das sie hören mußten, wenn sie dem Brauch nicht die Ehre geben könnten.

Da trat die Braut in den Kreis und fing an zu sprechen. Daß eine Braut das wagte, war allein schon eine Ver-

letzung von Gottes Gebot und Pauli Wort, das dem Weibe befahl, in der Gemeinde zu schweigen.

Wibeke sprach: „In Frankreich ist es Sitte, daß Bräutigam und Braut Verstecken spielen, daß der Bräutigam seine Herzliebste suchen muß in allen Sälen des Hauptgebäudes, wo jeder Winkel, jede Gardine, jede Portiere, jedes Möbelstück ein günstiges Versteck bietet. Statt der unfeinen Zecherei wünsche ich — und Papa mit mir — diesen Brauch hier einzuführen."

Sie sprach nun den Bräutigam an: „Ich bitte dich, zehn Minuten zu warten, ehe du nach mir suchen darfst. Wenn du mich gefunden hast, bin ich dein für immer."

Die letzten Worte sprach sie so lieblich, daß Graf Esbern fühlte, wie seine Wangen brannten und seine Augen feucht wurden. Ehe er wieder zu sich kam, war Wibeke verschwunden.

Im Saal sprach niemand. Die Trollesippe war verdutzt über dies kleine Geschöpf, das bestimmen wollte, was richtige Mannsleute altem Brauche nach tun sollten. Unfeine Zecherei? — War der Wein nicht die köstlichste Gottesgabe und ein Prüfstein der Männlichkeit? — Aus dicken Hälsen gurgelten halbunterdrückte Flüche; erregte Blicke kreuzten sich. Da sprach die alte Gräfin-Witwe: „Hier wird getrunken, wie es nach Brauch und Herkommen üblich ist. Bitte für die Herren einzuschenken. Esbern kann Wibeke nachlaufen und sie suchen, wenn er Lust hat."

Das waren Worte zur rechten Zeit. Vernehmliches Gemurmel offenbarte den Beifall der Familie.

Die Verwandten der Braut suchten die Salone auf, setzten sich auf die vergoldeten Rokokostühle. Die Frauen der Trolles saßen wieder an den Wänden des Gartensaals. Die Männer drängten sich mit klirrenden Sporen

und fröhlichem Zuruf um die herbeieilenden Diener und tranken nach altem Brauch.

Der Bräutigam folgte dem kaum merklichen Rücken des großen Zeigers der prächtigen Tafeluhr, der sich so langsam bewegte, als hielte ihn die unsichtbare Hand einer mißgünstigen Macht zurück.

Wibeke war indes durch das Vorzimmer und über die Treppen hinauf bis zum obersten Stockwerk geeilt. Atemlos hastend lief sie an den Türen der verschlossenen Bodenkammern vorbei, blieb einen Augenblick oben im Wächterraum stehen und suchte einen Schlupfwinkel. Dann stieg sie eine kleine Treppe von vier Stufen empor, ging am Werk der alten Turmuhr vorüber und verschwand im Bodenraum hinter der Uhr. Als ihre Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, sah sie eine alte Eichentruhe, die, an den Schornstein des Hauses gelehnt, mit offenem Deckel dastand. Sie schaute hinein, sah, daß sie leer war, betrachtete das große eiserne Schloß, blickte zurück und hob den Fuß. Aber es schien, als hielte sie eine ängstliche Ahnung zurück. Dann lächelte sie über ihre Furcht und sprang graziös in die Truhe. Sie wippte ein wenig mit dem Deckel; er war nicht schwer. Sie konnte ihn leicht schließen. Vorsichtig wollte sie ihn zuziehen und den Eisenhaken auf den Rand der Truhe stützen. So konnte sie frische Luft atmen und durch den schmalen Spalt in das Turmgelaß spähen.

Da aber brachte sie unglücklicherweise den zarten Zeigefinger in den Spalt. Schmerzlich aufstöhnend zog sie die Hand zurück, und der Deckel schnappte zu. Das harte Holz schlug gegen ihre Stirn. Ein Augenblick entschwand ihr das Bewußtsein, sobald sie aber wieder zu sich kam, stemmte sie die Hände gegen den Deckel und suchte sich frei zu machen.

Der Deckel ließ sich nicht lockern.

Sie stemmte sich mit den Händen, dem Kopf und den Schultern dagegen, stieß mit den Füßen und wandte alle Kräfte auf.

Der Deckel blieb fest.

Mit bebenden Fingern tastete sie am Schlosse herum. Sie fühlte die Spitze des Eisenhakens unter dem schweren Schloß, preßte mit den Fingern dagegen, daß sie schmerzten, und zerrte daran, bis das Blut über die Hände sickerte.

Der Mechanismus des Schlosses bewegte sich nicht; der Deckel blieb geschlossen.

Das Schloß war eingeschnappt. Nur von außen konnte es geöffnet werden. Sie war in der engen Truhe eingeschlossen. In wilder Angst schreiend, schlug sie mit geballten Fäusten gegen den Deckel.

Dann hielt sie sich still und lauschte. Die Turmuhr fing an zu schlagen. Sechs Schläge folgten einander. Als sie verstummten, war es rings noch stiller denn zuvor.

Wibeke faltete die wehen Hände und betete mit tränenbenetzten Wangen. Alle Gebete der Kindheit sprach sie vor sich hin. Seelisch beruhigt, versuchte sie abermals, sich zu befreien.

Aber der Deckel blieb unbeweglich.

Erschöpft und ermattet legte sie sich leise weinend auf die Seite, die gefalteten Hände unter dem Kinn. —

Indes durchstöberte der Bräutigam schier jeden Winkel im Schloß. Da ihm jeder Raum bekannt war, konnte es nicht schwer sein, Wibeke zu finden. Er lächelte bei dem Gedanken an den Augenblick, da er sie finden, in die Arme schließen und küssen würde. Er wollte sie küssen wie noch nie und dann in den Saal zu den Verwandten tragen.

Im untersten Stockwerk war er bald fertig geworden, denn im Keller und in der Küche waren überall Leute

mit Vorbereitungen zum Hochzeitsmahl beschäftigt, aber er rief doch hinab, ob niemand Fräulein Wibeke gesehen habe.

Sie war nicht dagewesen.

Im nächsten Stockwerk ging es langsamer. Er betastete die Falten der Bettvorhänge, kniete nieder und suchte unter jedem der großen Himmelbetten nach ihr. Seine seidenen Hosen platzten ein wenig über den Knien; aber was lag daran? „Wibeke, Wibeke, wo bist du? Laß dich doch von mir finden!"

Nun war er überall gewesen. Nur die Böden hatte er noch nicht durchsucht. Dort oben waren die meisten Türen verschlossen; lange dauern konnte es nicht, bis er sie fände. Er eilte rasch hinauf! Im Staub sah er ihre Fußspur, der er bis zur Turmuhr folgte. Da hörte sie auf.

Vor Angst pochte sein Herz nicht mehr. Sollte sie gestrauchelt und vielleicht hinabgestürzt sein? — Nach einem hastigen Blick durch den Raum raste er über die Treppen hinunter und lief in den Schloßhof.

Aber am Fuß des Turmes fand er keine Spur.

Abermals hastete er über die Treppen hinauf, suchte nach ihren Fußspuren, doch nun konnte man sie nicht mehr erkennen, er hatte sie beim Umherlaufen mit den eigenen Füßen verwischt.

Vor jeder Tür blieb er stehen und prüfte den Türgriff. Im ganzen Bodenraum fand er alle Türen und Truhen verschlossen. Sogar in dem dunklen Winkel hinter der Turmuhr sah er eine verschlossene Truhe. Er kannte seine Mutter, sie hielt streng auf Ordnung. Hier konnte nichts unverschlossen sein.

Nochmals durchstöberte er alle Schlafzimmer, zog die Vorhänge zurück und sah überall nach; eine Fliege hätte er finden müssen. Mit dem Degen stocherte er unter jedes

Bett, ja sogar unter den großen Schränken suchte er Wibeke.

Schweißtriefend stand er unten im Vorzimmer.

Da fiel ihm ein, daß sie irgendwo in der Küche oder in den Vorratskammern versteckt sein könne, daß sie die Leute gebeten habe, ihr Versteck ihm nicht zu verraten. Daran hätte er früher denken können.

Nun durchsuchte er die Keller und gab nichts darauf, daß die Diener sagten, die Braut sei nicht in diese Räume gekommen. Als er Wibeke auch unten nicht fand, schwor Graf Trolle, wer seine Braut verborgen habe und es jetzt nicht bekenne, der verlöre seinen Dienst. Sein Mißtrauen kränkte viele der treuen Leute. Frauen und Mädchen, Diener und Knechte sahen finster aus.

Die Braut war verschwunden.

Da stürzte Graf Esbern in den Gartensaal, schrie und tobte dort wie ein Irrer. Wibekes Verwandte ahnten, daß ein Unglück geschehen sein mochte. Mit dem Vater, der vorausging, eilten sie hinaus, um Wibeke zu suchen.

Die Trollesippe saß beim Trunk in bester Laune. Sie kümmerten sich nicht um die Aufgeregten und ließen sich das Essen schmecken. Einer von ihnen spöttelte, er schere sich weder um den Teufel noch um Wibeke.

Im Gartensaal war es still. Die Frauen waren auf alles gefaßt, bis auf den Untergang der Welt. Die Männer tranken nicht mehr; sie waren ratlos. Die Gräfin-Witwe saß auf dem Hochsitz im Saal und wartete mit zornigen Mienen. Im stillen dachte sie sich eine Strafpredigt aus, mit der sie die leichtsinnige Schwiegertochter empfangen wollte.

Doch sie sollte nicht zur Ruhe kommen.

Graf Esbern verlangte von ihr die Schlüssel zu allen Truhen und Türen im Schloß. Er sah so drohend aus,

daß sie aufstehen mußte, um aus dem großen Eckspind alle Schlüssel hervorzuholen.

Nun ging Esbern von Tür zu Tür, von einer Truhe zur andern. Von der Sippe seiner jungen Gattin halfen ihm einige, wenn seine unruhigen Finger nicht schnell genug den richtigen Schlüssel fanden. Mehr als eine Stunde hatten sie gesucht. Zuletzt war man in den finsteren Raum hinter der Turmuhr gelangt, wo scheinbar die geringste Hoffnung bestand, Wibeke zu finden.

Im schwindenden Tagesschein fand man endlich den Schlüssel. Esbern schob ihn ins Schlüsselloch, drehte ihn um, hob den Deckel und sah etwas Weißes schimmern. „Tischzeug oder Linnen!" dachte er und wollte den Deckel wieder schließen. Aber der alte Gesandte, der unermüdlich seine Tochter gesucht hatte, riß den schweren Deckel auf, daß er an die Wand zurückfiel.

Ohnmächtig sank er auf die Steinfliesen.

Esbern beugte sich über seine tote Braut, die er küssen wollte, wie sie noch nie geküßt worden war.

Mit beiden Händen umfaßte er die zarte Gestalt und hob sie empor.

„Wibeke, liebe Wibeke! Bist du müde? — Komm, ich will dich tragen!"

Wie ein Schlafwandelnder schritt er dahin. Die weinenden Männer und Frauen wichen vor ihm zurück. Unten in der Halle begegnete er der Trollesippe, die den Gutshof verlassen wollte.

Esbern sah sie nicht, er drängte sich an seiner Mutter vorbei, die ihn aufhalten wollte, schritt mit Wibeke auf den Armen weiter und blieb erst in dem weißen Schlafgemach stehen. Zu den Zofen, die weinend am Fußende des Bettes standen, sagte er: „Sie ist nur müde, sie muß schlafen!"

An seinem Blick sah man: er hatte den Verstand verloren. —

Esbern lebte noch einige Jahre als „der wahnsinnige Trolle". Seine Mutter verwaltete den Besitz und überlebte den Sohn.

Die alte Frau und die meisten ihrer Familie blieben bis zum Tod überzeugt, daß der Tod Wibekes eine Strafe Gottes für den neumodischen Leichtsinn gewesen sei. Wenn Männer nicht mehr tränken und die Weiber nicht den Mund halten könnten, so sei alle Ordnung gestört und das Ende nahe. Es war nicht so verwunderlich, daß den Trolles die schreckliche Hochzeit als Vorbote und Anzeige vom Untergang der Welt erschien.

Arithmogriph

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11	ein berühmter Bildhauer,
2 3 7 7 6 11 8	ein Königreich,
3 9 1 10 4 11	ein christliches Fest,
4 3 9 10	eine Blume,
5 3 8 6 11	eine altgermanische Gottheit,
6 2 3 4 11	ein Baum,
7 10 3 11 2 6 4 8	ein männlicher Vorname,
8 4 10 9 8 10 11	eine deutsche Hauptstadt,
9 6 8 3 5 6	ein Schlachtort in Böhmen,
10 9 1 2 10 4	ein alttestamentlicher Frauenname,
11 3 4 8 9 10 10	ein Meer.

Füllrätsel

T	U			N	D
G	L			A	U
T	H			S	E
A	L			N	A
G	A			I	T
K	L			T	E

Werden in nebenstehender Figur die leerstehenden Felder richtig ausgefüllt, so nennen die wagrechten Reihen 1. eine Eigenschaft, die bei Gott und Menschen angenehm macht, 2. eine Stadt an der Oder, 3. einen Fluß in England, 4. eine Stadt in Holstein, 5. ein Mineral, 6. eine Pflanze. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die ergänzten Mittelreihen, von oben nach unten gelesen, einen deutschen Dichter und eines seiner Werke.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes



Ein riesiger Säulenkaktus im Indianergebiet von Arizona. Daneben eine Indianerin mit einem Wasserkrug auf dem Rücken.
(Jll.-Zentrale)

Pferd oder Motorpflug?

Von Fr. W. Krig / Mit 2 Bildern

In der deutschen Landwirtschaft werden immer noch viele tierische Zugkräfte, besonders Pferde, verwendet. Wenn es möglich wäre, Rinder und Pferde durch mechanische Kräfte zu ersetzen, so könnten größere Bodenflächen, die jetzt noch als Weideplätze oder zum Anbau von Hafer dienen, für die menschliche Ernährung verwendet werden. In den Großfarmbetrieben Amerikas wird schon seit Jahren mit Motorpflügen rationell gearbeitet.

Daß auch wir in Deutschland brauchbare Motorpflüge haben, zeigte neuerdings eine von der Hanomag zusammengestellte Karawane, die in den Jahren 1926 und 1927 eine Wanderfahrt durch Deutschland unternahm, um weitere Kreise der Landwirtschaft für die Einführung mit Motoren betriebener landwirtschaftlicher Geräte zu gewinnen. In den zwei vergangenen Jahren legte die Karawane mit eigener Kraft mehr als dreitausend Kilometer zurück und fand auf ihrem Wege vom Bodensee am Fuße der Alpen bis zu den weiten Niederungen an der Grenze Hollands und den Ebenen Mecklenburgs bei den verschiedenen Bodenverhältnissen und Wirtschaftsweisen reichlich Gelegenheit, praktische Ergebnisse zu zeigen. Auf besonderen Wagen hatte man zahlreiche Anhängegeräte mitgenommen, um die für die betreffende Landschaft am meisten geeigneten Maschinen benutzen zu können.

Unsere Abbildungen zeigen zwei Aufnahmen der Arbeit,



Zwei Hanomagkettenschlepper von je 50 PS bei der Arbeit auf Moorboden.

die in der Umgebung von Geldern geleistet wurde. Diese nahe an der holländischen Grenze liegende Gegend hat kaum nennenswerte Bodenerhebungen. Weite ebene Moorflächen werden dort als Wiesen und Weideland benutzt, die hier und da von einzelnen Waldstücken unterbrochen sind.

Die zähe Struktur und die geringe Tragfähigkeit des Moorbodens waren besonders gut für die Vorführungen der Hanomagkarawane geeignet. Für die Leistungsfähigkeit der motorisch betriebenen Maschinen wurden die Arbeiten dadurch schwierig, daß in mehr oder weniger großer Tiefe zahlreiche Baumstümpfe steckten, die herausgeholt werden mußten. Der Hanomagkettenschlepper erwies sich für Arbeiten im Moorboden besonders geeignet. Die großen Auflageflächen der Maschine verteilen den Druck so, daß diese auf dem wenig tragfähigen Grund fast nicht einsinkt. Auch die große Zugkraft des Kettenschleppers kam überraschend zur Geltung. Als Anhängegerät wurden Eberhardtsche Moorpflüge verwendet, die vorzügliche Arbeit leisteten.

Die auf Seite 193 abgebildeten beiden Hanomagkettenschlepper von je 50 PS fahren über den Moorboden, ohne mehr als wenige Zentimeter einzusinken. Man sieht auch, wie die stark verfilzte Grasnarbe sauber von den Pflügen abgeschnitten und um hundertundachtzig Grad gewendet wird.

Seit jeher haben die in der Erde steckenden Baumstümpfe und Wurzelwerk die Rodungsarbeiten erschwert. Die Hanomagmaschinen zeigten sich den größten Ansprüchen gewachsen. Dicke Wurzeln und über mannsstarke Baumstümpfe wurden entweder aus dem Boden herausgerissen oder von den Pflugscharen abgeschnitten, besonders dann, wenn sie morsch geworden waren. So-

gar wenn der Widerstand zu groß war, nahmen die Maschinen und Pflüge keinen Schaden, da die Pflüge mit



Mit dem Hanomagkettenschlepper aus dem Boden gezogener Baumstumpf.

dem Schlepper durch eine eigenartige Federzugkuppelung verbunden waren. Die Kuppelung löst sich selbsttätig,

wenn der Widerstand nicht zu überwinden ist. In solchen Fällen legte man eine Kette um die Baumstümpfe und zog sie mit dem Schlepper aus dem Boden. Welchen Umfang oft diese Reste einstiger Baumriesen hatten, sieht man auf unserer zweiten Abbildung. Sechs Männer bemühen sich, den schweren, voll Wasser gesogenen Stumpf als Beweis der erfolgreichen maschinellen Arbeitskraft aufzurichten.

Die Zuschauer, Vertreter der Behörden und Angehörige der landwirtschaftlichen Kreise, äußerten sich über die Vorführungen anerkennend. Der Beweis ist erbracht, daß die deutsche Kraftpfluginduſtrie den ausländischen Wettbewerb in keiner Weise zu scheuen hat, sondern ihm sogar erfolgreich entgegentreten kann.

Sicher sind viele Landwirte, die Gelegenheit hatten, die Hanomagkarawane bei ihren Arbeiten zu beobachten, von der Zweckmäßigkeit der Motorpflüge überzeugt worden, wenn diese auch wohl vorerst nur in Großbetrieben Verwendung finden werden. Es wäre jedoch zu überlegen, ob nicht in einzelnen Bezirken sich hier und da Stellen schaffen lassen, die den Klein- und Mittelbetrieben gegen entsprechende Entschädigung Motorpflüge überlassen, zumal die Betriebskosten nicht hoch sind und die Maschinen eine gute Kapitalanlage bilden. Der Zugviehbestand kann dann herabgesetzt werden; auf diese Weise lassen sich Ersparnisse erzielen und Bodenflächen gewinnen, die wir in Deutschland sehr notwendig zum Anbau von Nahrungsmitteln brauchen.

Tauschrätsel

Von ihm kommt helles Licht in Häuser, Kirchen, Münster;
vertauscht ihr „e“ mit „i“, so bleibt's beständig finster.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Mannigfaltiges

Wie nach einer Legende der Papua der Europäer entstand

Bei manchen Papuastämmen Neuguineas ist der Glaube verbreitet, daß die Europäer von den Vorfahren der Eingeborenen abstammen, die in ferner Urzeit auf ihrer Insel gelebt hatten. So erzählen die Papua des Gebietes von Marind-anim: Früher wohnten wir, die Blandas — das heißt Europäer — und Marind-anim, hier alle zusammen und besaßen alles gleichmäßig. Aber das hat sich durch unsere eigene Schuld geändert. Eines Morgens, es ist lange her, bellten alle Hunde in unserem Küstendorf fürchterlich, und als unsere Vorfahren an den Strand liefen, um nachzusehen, was geschehen wäre, sahen sie, daß ein großes Schiff, wie es nur die Deemas — die Geister — aus der Unterwelt machen können, und das bis dahin immer nur am Horizont erschienen und bald wieder verschwunden war, auf die Küste zusteuerte und allmählich unserem Dorf langsam näher kam. Das versprach den Leuten gute Beute, und sie tanzten und sangen am Ufer, bis sie das Schiff mit Enterhaken erreichen und auf den Strand ziehen konnten.

Als sie dann hinaufkletterten, sahen sie bald, daß es doch ein Gespensterschiff war. Keine Menschenseele war darauf, und niemand fand an Bord etwas, das man gebrauchen konnte.

Ein Geisterschiff so nahe beim Dorf versprach nichts Gutes. Wenn es dunkel wurde, würden die unsichtbaren Geister herauskommen und Unheil anrichten. Man suchte das Unglückschiff so schnell wie möglich wieder loszuwerden und die Geister zufriedenzustellen. Man überlegte, was zu tun sei, und beschloß, das Beste, was sich im Dorf fand, an Bord zu bringen. Die reichen Geschenke sollten die Geister der Unterwelt besänftigen. Dann wollte man das Schiff, so rasch es ging, wieder ins Meer schaffen. Gesagt, getan. Die Leute brachten alles, was sie besaßen: Pferde,

Kühe, große Hunde, Hühner, schöne Waffen, alle Eisengeräte — der kostbarste Besitz eines Papuas — Kleider, ja sogar Männer, Frauen und Kinder herbei. Alles wurde an Bord gebracht zur Beschwichtigung der Geister. Dann zog man das Schiff wieder vom Strand fort und brachte es in die offene See, wo es bald wieder am fernen Horizont verschwand. Nun besaßen die Leute nichts mehr. Alles Gute, Schöne und Wertvolle hatten sie weggegeben, aber sie waren nun wenigstens vor den Geistern sicher.

Lange, lange Zeit danach kam das Schiff wieder. Aber nun mit richtigen Menschen darauf. Das waren die Abkömmlinge unserer Menschen, die man früher auf das Geisterschiff gebracht hatte, und die in die Unterwelt gekommen waren. Dort war es ihnen gut gegangen; sie waren nur etwas weißer geworden, aber auch reich und viel klüger. Das war durch die Hilfe der Geister geschehen. Diese Menschen wurden damals die Vorfahren der gegenwärtigen Europäer, und diese besitzen nun alles Eisen und die Tiere, die unseren Vorfahren früher gehörten. Für uns ist nichts mehr davon übriggeblieben.

Nach W. A. Pénard übersetzt von L. Blochert-Glaser.

Gefährliche Waldbrände

Obwohl im Reiche jedes Jahr größere oder kleinere Teile von Nadelholzforsten durch Feuer zerstört werden, wird die Waldbrandgefahr noch immer unterschätzt. Wenn der Großstädter liest, daß Wild verbrannte und Menschen verunglückten, große Volksvermögensverluste zu beklagen sind, dann wird er nachdenklich gestimmt. Im Juni 1917 brach im preußischen Regierungsbezirk Merseburg ein Waldbrand aus, der schöne Fichten- und Kiefernwälder im Wert von mehr als eineinhalb Millionen Goldmark vernichtete. Im Jahre 1925 entstanden im Norden und Süden Deutschlands umfangreiche Waldbrände. Der erste brach am 18. Mai aus, und zwar nicht weit von Stettin im Städtedreieck Altdamm, Gollnow und Stargard, wo kurz zuvor der Kiefernspinner, die Nonne und zuletzt die Forleule so übel gehaust hatten, daß der große Kiefernwald von dreitausend Hektar niedergelegt werden mußte. Vierzehnhundert Arbeiter wurden zur Bekämp-

fung gebraucht, die in zehn Baracken untergebracht waren. Die Flammen fanden überreichlich Nahrung nicht nur an abgestorbenem Holz, sondern auch an den im letzten Winter geschlagenen, getrockneten Brennholzscheiten und Reisig. Das bei kleineren Bränden übliche Ersticken der Brandstellen durch Zuschlagen mit großen Kiefernzweigen blieb erfolglos; Hitze und Qualm waren so groß, daß man nicht näher als bis auf fünfzig Meter herangehen konnte. Am besten bewährte sich das Anlegen von Gegenfeuer; von sandigen Wegen aus wurde in kurzen Abständen der aus Heidekraut, trockenem Gras und Moos bestehende Bodenüberzug so angesteckt, daß er dem heranrückenden Flammenmeer entgegenbrannte. Auf diese Weise wurden kahle Streifen geschaffen, das vordringende Feuer fand keine weitere Nahrung und erlosch. Dies glückte aber leider nur von Norden und Süden her, versagte aber an der Westfront, denn hier jagte heftiger Südostwind die stickigen Qualmwolken kilometerweit den Flammen voraus, zugleich mit brennenden Moosteilen, die dann weiter zündeten. Da rief man die Reichswehr zu Hilfe, die von Altdamm, Stettin und Stargard aus einsetzte und den Brand endlich löschte.

Drei Tage später brach in unmittelbarer Nachbarschaft wieder Feuer aus, und zwar zur heißen Mittagstunde. Auch in diesem Fall machte der Wind schwer zu schaffen; aber gegen Abend konnte der Brand von der Reichswehr gelöscht werden. Bei diesen beiden Bränden wurden vierhundertachtundsiebzig Hektar Wald vernichtet. Das unheimlichste aber war das in einem halben Meter Tiefe schwelende und weiterfressende Bodenfeuer. Sogar da, wo keine Rauchspur zu sehen war, glimmte der Humus wie Schwamm weiter, so daß noch am 10. Juni ein Sturm auf Hunderten von Stellen der alten Brandfläche die Glut wieder anblies. Die Flammen loderten nun abermals hoch auf.

Am 7. Juni 1925 wütete bei Bodenwöhr in der bayerischen Oberpfalz ein wahrscheinlich von fahrlässigen Rauchern verursachter Waldbrand, der zweihundertfünfzig Hektar Kiefernwald in Asche legte. Im Jahre 1904 wurden in der gleichen Gegend zweihundertzwanzig Hektar Wald vernichtet. Das am

Vormittag gegen zehn Uhr entstandene Feuer konnte bis gegen Mittag trotz der zahlreich dagegen ankämpfenden Forstbeamten und Dorffeuerwehren nicht überwältigt werden. „Haushoch schlugen die Flammen empor, wenn der Wind das Feuer in die Kronen trieb, mächtige schwarzweiße Rauchwolken und eine fürchterliche Hitze entwickelnd, wodurch jede Bekämpfung beinahe unmöglich wurde. Das ohrenbetäubende Krachen glich dem Brausen eines in die Eisenbetonhalle eines großen Bahnhofs einfahrenden Schnellzugs. Kam das Feuer auf kurze Zeit streckenweise zum Stehen, so warf der Wind die Funken in den Rücken der wackeren Löschmannschaften, hier einen neuen Feuerherd verursachend. Alle mußten rennen und flüchten." Hochaufsteigende Rauchwolken waren bis Regensburg, Amberg und Waldmünchen sichtbar und lockten viele Neugierige an, die zu Fuß, auf Fahrrädern oder Kraftwagen herbeieilten, um das Schauspiel anzusehen. Endlich kamen Schutzpolizeiabteilungen aus Amberg und Regensburg auf Lastkraftwagen herbei. Dem energischen und zielbewußten Eingreifen dieser vorzüglich ausgerüsteten Mannschaften glückte es gegen Abend, das Feuer überall einzudämmen und endgültig zu löschen.

Bei diesem Brand zeigte es sich, wie feuergefährlich reine Nadelholzforsten bei trockener Witterung sind. Als Vorbeugungs- und Schutzmaßregeln empfehlen die Forstverwaltungen die Anlage von Mischwald und breiten Schutzstreifen aus Laubbäumen, wie Birke und Akazie. Unerläßlich aber ist ausreichende Beaufsichtigung und Bewachung der Nadelholzwälder. Mit Schaufeln und Äxten ausgerüstete Feuerwachen müssen auf Fahrrädern oder Autos gleich nach Entdeckung eines Brandherdes rasch zur gefährlichen Stelle gelangen. Geschieht das, dann ist die erfolgreiche Bekämpfung auch mit einer kleinen, aber geschulten Truppe möglich. Wenn auch die großzügigen nordamerikanischen Feuerschutzeinrichtungen für unsere verhältnismäßig kleinen und durch zahlreiche Wege leicht übersichtlichen und zugänglichen Forsten als zu kostspielig nicht möglich sind, so läßt sich doch manches durch sinngemäße Anpassung verwerten. Vorbildlich wirkt die Forstverwaltung der Standesherrschaft Muskau in dem an die

südliche Provinz Brandenburg grenzenden Nordschlesien. Durch das ganze Gebiet sind hohe Feuerwachttürme verteilt. Im oberen Stockwerk befinden sich Körbe, Kugeln und Tafeln, die dem Personal nach ihrer Bedeutung bekannt sind, sowie eine Forstkarte samt Anleitung zum Visieren und Signalisieren. Fernsprecher und Alarmhörner dienen zur Benachrichtigung der Löschmannschaften. Diese einfachen und wenig kostspieligen Maßregeln ermöglichen dem Forstpersonal, Feuerwache und Feuerschutz sozusagen nebenamtlich auszuüben, wobei der gewohnte Tagesdienst nicht beeinträchtigt wird. Solche Einrichtungen sollten überall in größeren Nadelwäldern getroffen werden, nicht nur zum Schutz des kostbaren, langsam heranwachsenden Holzbestandes, sondern auch zum Heil der auf das Leben im Wald angewiesenen Menschen und Tiere. H. Rad.

Praktische, moderne Wäsche

Nicht allein die Kleider sind der Mode unterworfen, sondern auch die Leibwäsche wechselt mit ihr. Jede Saison, ob Frühjahr, Sommer, Herbst oder Winter, bringt Neues mit sich. Das Aparte eines jeden Wäschestückes wird besonders durch Material und Art der Verarbeitung bestimmt. Die Damenwäsche wird heute wieder mehr als bisher mit Spitzen und zierlichen Platt- und Lochstichhandstickereien verziert. Besonders für die Reise ist die heutige Wäsche praktisch, denn ihr Gewicht ist ganz gering; sie nimmt auch nicht viel Platz ein, wenn man sie aus den modernen, leichten und zarten Wäschestoffen anfertigt. Waschseide ist „große Mode" und im Gebrauch sehr haltbar. Ferner findet man Opalbatist sowohl weiß als farbig und geblümt, ebenso Crêpe de Chine in allen Farben. Diese Stoffarten sind für die Wäsche, die im Sommer getragen wird, als sehr praktisch zu empfehlen. Als Ausputz machen sich Valenciennesspitzen vorteilhaft; auch Biesen, Hohlnähte und Plissees sind modern. Die erste Abbildung zeigt eine aparte Wäschegarnitur, aus zwei Teilen, Taghemd und Schlupfbeinkleid, bestehend. Der Stoff ist rosa Batist, mit kräftiger ockergelber Valenciennesspitzenimitation und Plisseefältchen



Hemd und Beinkleid aus rosa Batist.
(Phot. Strenitz-Kalmar; Modell: Olga Baron)

verziert. Zur Anfertigung dieser Garnitur braucht man etwa zweieinhalb Meter Stoff, der hundert Zentimeter breit liegt. Das Hemd wird neuerdings über dem Beinkleid getragen; dadurch wirkt das Ganze flotter. Zu diesem Zweck erhält das Hemd unten am Saum als Abschluß ebenfalls, wie aus der Abbildung ersichtlich, Spitzenverzierung. Die Achselträger fertigt man aus schmalen Seidenbändchen, die in der Farbe zum Stoff passend gewählt werden. Das Beinkleid erhält am oberen Rand Zugsaum mit Gummiband durchzogen, das vor dem Waschen entfernt wird.

Ein weiteres, für Heim und Reise

recht praktisches Wäschestück zeigt die zweite Abbildung, nämlich ein reizendes Nachthemd aus pastellfarbenem geblümtem Batist. An den Schultern schmal gehalten und ohne Ärmel gearbeitet, wirkt das Kleidungsstück flott und sommerlich. Seine Schlichtheit wird durch farbige Batistblenden in einer auf den Blumen vorkommenden Farbe gehoben. Damit müssen auch der Gürtel und der vordere Besatz gut harmonieren. Schmale Plisseefältchen, die von der Schulter abwärts laufen, geben dem Nachthemd die nötige Weite. Auch dieses Wäschestück dürfte bei der Frauenwelt allgemeinen Beifall finden.

Frau E. K.



Nachthemd aus geblümtem Batist.
(Phot. Strenitz-Kalmar; Modell: Olga Baron)

Wenn man sich nicht auskennt

Johann Jakob Engel nahm gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Berliner geistigen Kreisen eine bedeutende Stelle ein; er gehörte zu den führenden Männern der Zeit, war als Dichter und Schriftsteller hochgeschätzt und leitete seit 1786 das Berliner Nationaltheater. Sein Werk „Ideen zur Mimik", in dem sich wertvolle Gedanken über das Theater und die Schauspielkunst finden, wurde damals in allen geistigen Zirkeln lebhaft besprochen und bewundert. Einst befand sich Engel unter den Gästen einer Dame, die nicht besonders gebildet war, aber umso mehr dafür gelten wollte. Sie bat Engel, ihr das Wesentliche eines Schauspiels zu erklären. Was ein Lustspiel und ein Trauerspiel wäre, verstünde sie wohl, nur mit dem Sinn eines Schauspiels fände sie sich nicht zurecht. Engel erwiderte lächelnd: „Daß Sie sich darüber nicht klar sind, Gnädigste, ist für die Gesellschaft ein Lustspiel, für mich ein Schauspiel und für Sie — ein Trauerspiel." E. Mö.

Auch eine Erklärung

Im Laufe der Unterhaltung über die Ehe war man dazu gekommen, sich über den Sinn einer volkstümlichen Redensart zu streiten, den kein Mensch recht zu erklären vermochte. Jemand sagte: „Wenn das Wort: Gute Ehen werden im Himmel geschlossen, etwas bedeuten soll, so wird es wohl so gemeint sein, daß eine höhere Macht zwei Menschen zusammenführt, um sie miteinander glücklich werden zu lassen. Es ist also wohl eine gütige Vorsehung darunter zu verstehen."

Da sagte ein alter Junggeselle: „Ich vermute einen andern Sinn hinter diesen Worten. Man nimmt an, die Ehen werden im Himmel geschlossen, weil die jungen Leute sich bald nach der Hochzeit so vorkommen, als ob sie aus den Wolken gefallen wären." M. Br.

Begreiflich

Es ist nicht unbekannt, daß sehr gelehrte Männer wenig Fähigkeiten haben, sich im gewöhnlichen Lebenskampf mit Erfolg zu

behaupten. Der große Botaniker Durlat war allmählich ganz von seiner Frau und einem Diener abhängig geworden und zeigte sich den Forderungen des alltäglichen Lebens gegenüber hilflos wie ein Kind, wenn er einmal selber bestimmen sollte, was nötig war. Als einst in Gegenwart Sophie Arnoulds die geistige Bedeutung Durlats gepriesen wurde, sagte sie: „Ja, er hat so viel Geist im Kopf, daß der gesunde Menschenverstand keinen Platz mehr darin hat." S. Ri.

Jeder auf seine Weise

Christian Bach, der Bruder des Komponisten Friedemann Bach, lebte gern in den Tag hinein und kümmerte sich um die Zukunft so wenig wie möglich. Einer seiner besten Freunde warf dem leichtsinnigen Musiker vor, daß es doch schade sei, seine Kompositionen fast alle so flüchtig zu behandeln und das damit verdiente Geld so leichtsinnig durchzubringen. Einmal klagte der Freund: „Dein Bruder Friedemann ist zwar auch ein wunderlicher, zerstreuter Kauz, mit dem nicht viel Staat zu machen ist, aber an deinem ältesten Bruder Emanuel solltest du dir ein Beispiel nehmen, er vollendet große Werke und versteht sein Geld zusammenzuhalten."

Da sagte Christian Bach: „Ach was, mein Bruder lebt, um zu komponieren, und ich komponiere, um zu leben; er tut's für andere und ich für mich." F. Her.

Die letzte Möglichkeit

Wer einmal im Examen in die Enge getrieben wurde, der vergißt die Qualen wohl nie wieder. Alte Geheimräte sollen manchmal sogar noch davon träumen, auf heikle Fragen keine Antwort gefunden zu haben, und schweißgebadet vor Schrecken erwachen.

Ein Kandidat der Medizin sollte im Examen einem wegen seiner Strenge gefürchteten Professor die schweißtreibenden Mittel aufzählen. Er nannte eine Reihe, aber der Examinator war noch nicht befriedigt und fragte: „Wenn alle die von Ihnen ange-

führten Mittel nicht die erwartete Wirkung haben sollten, was werden Sie dann noch versuchen?"

Verzweifelt sann der junge Mann nach. Er fand nichts mehr in seinem Gedankenvorrat und starrte hoffnungslos vor sich hin.

Der Professor räusperte sich mißbilligend und drängte: „Nun, was werden Sie dann verordnen?"

„Verzeihen Sie, Herr Professor, ich werde den Patienten zu Ihnen ins Examen schicken. Das wird sicher schweißtreibender wirken als jede Medizin." R. Hu.

Man muß sich entschließen können

Der Jockel und die Mirzl waren endlich so weit gekommen, daß am Sonntag nach Pfingsten die Einsegnung in der Kirche bestimmt worden war. Schon am Samstag fing der Jockel an, sich im Wirtshaus auf den entscheidenden Tag vorzubereiten. Er trank ein Maß nach dem andern, sang und jodelte wie toll, und an seinen Schnadahüpfeln merkten die Bauern, daß es ihm nicht ganz so zumute war wie einem glücklichen Bräutigam. Am Sonntag in aller Herrgottsfrühe kam er schon wieder ins Wirtshaus und goß sich ein paar Maßln durch die durstige Gurgel. So kam er zur festgesetzten Stunde nicht in bester Verfassung in die Kirche. Bedenklich schwankend stand er vor dem Geistlichen, dem es gar nicht gefiel, daß der Jockel so schwer geladen hatte. Ein wenig verdrossen sagte der Pfarrer leise zur Braut: „I moa, ös sollt's liaba kemma, bal der Jockel besser baaranand war. Er is jo b'suffa."

Da sagte die Braut: „O mei, Herr Pfarrer, teans uns halt z'samm; wann er amol nüchtern is, nacha bring i'n leicht goar nöt her." O. Bra.

Falsche Sparsamkeit

Wütend, schreiend und schimpfend schlug ein Bauer auf sein störrisches Maultier los. Aber das mißhandelte Geschöpf schlug mit allen vieren aus, bäumte sich steil auf und suchte sich mit den Zähnen zu wehren. „Vermaledeite Bestie!" schrie der Italiener und schlug so heftig zu, daß der Peitschenstiel abbrach. Das war nun die zweite Peitsche, denn eine lag schon zerknickt

auf dem Boden. Ein Mann, der dieser sinnlosen Prügelei von Anfang an zugesehen hatte, sagte zu dem rabiaten Bauern: „Du sparst im falschen Sinn. Gib deinem Muli mehr zu fressen, dann brauchst du weniger Geld für Peitschenstiele auszugeben.“ O. Gn.

Recht hat er!

Zur Wahlzeit war eine größere Gesellschaft bei einem Kandidaten, der zum erstenmal politisch auftreten wollte, zu Tisch gebeten. Da es gegen Schluß des Mahls immer langweiliger wurde, schlief einer der älteren Herren, der in der Partei seines Namens wegen wertvoll war und mit dem man öffentlich paradieren wollte, allmählich fest ein. Man ließ ihn ruhen, damit er später am langen Tisch im Wahlversammlungslokal umso frischer aussehen sollte.

Als die Stunde gekommen war, in das Versammlungslokal zu gehen, weckte der Hausherr den vornehmen Gast mit den Worten: „Darf ich mir erlauben, Sie zu erinnern, daß es Zeit ist, bei meiner Rede gegenwärtig zu sein?“

Der alte Herr erwiderte: „Verzeihen Sie, wenn ich dableibe, ich kann hier ebensogut schlafen.“ H. Bü.

Auflösungen der Rätsel des 10. Bandes

Reckrätsel S. 35: Michel, Sichel.

Sprichwörterrätsel S. 62: Was macht man nicht alles für Geld.

Füllrätsel S. 62: Halle, Gießen (siehe rechts nebenstehend).

S	T	A	**H**	L	**I**	N	D	E
M	I	D	**A**	S	**E**	N	T	A
R	U	H	**L**	A	**S**	T	E	R
C	E	L	**L**	O	**S**	T	E	N
L	O	D	**E**	N	**E**	B	E	L
K	O	N	**G**	O	**N**	K	E	L

Bilderrätsel S. 95: Man muß sich oft bücken, ehe der Sack voll ist.

Homonym S. 104: Grille.

Schachaufgabe S. 113:

1. Sc5—e4	Kd5—e4:
2. Db8—b4 +	beliebig
3. Db4—f4 oder g4: oder Te6—d6: ≠	
1.	Kd5—e6:
2. Db8—c8 +	Kd5 oder e7
3. Se4—c3, Tf5—f7 ≠	
1.	De5—f5:
2. Db8—b3 +	Kd5—c6
3. b D3—b7 ≠	
1.	Sh4—f5:
2. Db8—b7 +	Kc4, Ke6:
3. b2—b3, Db7—f7 ≠	
1.	d3—d2
2. Db8—b3 +	Ke4:, Kc6
3. Tf5—f4, Db3—b7 ≠	
1.	Sg4—zieht
2. Db8—d6: + usw.	

Logogriph S. 130: Rüge, Prügel.

Rätsel S. 170: zweisilbig.

Buchstabenrätsel S. 170: Edison (siehe rechts nebenstehend).

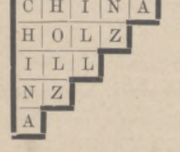
E	D	I	S	O	N
D	O	M	I	N	O
I	M	P	U	L	S
S	A	L	B	E	I
O	S	W	A	L	D
N	O	S	I	D	E

Stadträtsel S. 183: Stuart, Stuttgart.

Versteckrätsel S. 183: Eros, Ida, Nest, Irland, Genf, Kopf, Elle, Inn, Tell, Ende, Indus, Nil, Fell, Engel, Stern, Turm, Erbe, Sinn, Berlin, Ast, Niger, Dach, Helm, Ähre, Lied, Tal, Ziege, Uri, Seil, Abel, Mai, Meise, Eid, Nera, Verdi, Oka, Land, Knoten, Uhr, Name, Don, Linde, Agnes, Neid, Delta = Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Volk und Land.

Kapselrätsel S. 192: Bingen, Inge.

Magisches Dreieck S. 192 (siehe links nebenstehend).



C	H	I	N	A
H	O	L	Z	
I	L	L		
N	Z			
A				

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 9, Jahrgang 1928 trafen nach Redaktionschluß von Band 10, Jahrgang 1928 bei uns ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Alfred Bittner, R. (2); Hans Kugler, Pr. (12); Max Zörbiger, A. (7).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 10, Jahrgang 1928 trafen rechtzeitig bei uns ein, so daß sie in den vorliegenden Band noch aufgenommen werden konnten, von: Liesel Boßhardt, Z. (12); Otto Diesing, P. (9); Gerty Drews, M. (12); Luzie Fichtner, A. (6); Anne Fritz, St. (10); Willi Fuchs, L. (3); Else Kettmann, St. (11); Paula Lynn, O. (2); Doris Lohner, U. (7); Käthe Michelmann, R. (4); Lieselotte Morchel, B. (6); Karl Olberg, E. (1); Johannes Palm, B. (3); Willi Paulaner, B. (10); Iris Poley, A. (4); Mariechen Pusch, St. (8); Lis Ilka Rio, B. (5); Erich Sanftleben, K. (2); Harry Schwarzenberg, B. (9); Hans Seeber van der Floe, Kl. (7); Mizzi Seidel, B. (12); Hans Vondran, G. (8); Liesel Warthemann, K. (6); Friedel Wörnitzer, E. (3); Max Zacharias, Z. (5); Liesel Ziemendorf, M. (11); Gretel Ziesecke, B. (7); Hans Zitzewitz, Qu. (8).

Mitteilung an unsere Leser

In unserem Aufsatz „Naturbeobachtung und Papiererfindung" auf Seite 200, Band 9, Jahrgang 1928, wurde als Geburtsstadt F. G. Kellers der Ort Hänichen angegeben. Es muß richtig heißen Hainichen in Sachsen, das auch als Gellerts Heimatsort bekannt ist.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. Für die Tschechoslowakei Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kunschke, Přivoz, Dr. Benešgasse 9.

Photographieren Sie?

Unſere beſtens bewährten photographiſchen Werke zeigen Ihnen, wie Sie Aufnahmen machen können, die Sie in jeder Beziehung zufriedenſtellen.

Deutſcher Kamera-Almanach Band 18

Ein Jahrbuch für die Photographie unſerer Zeit. Herausgegeben von Karl Weiß. Mit 3 Farbenaufnahmen und 146 Abbildungen. In Leinen Rm. 6.80

Künſtleriſche Akt- und Kinder-Photographie

Von M. Curt Schmidt. Mit 30 Tafelbildern und 23 Abbildungen im Text. In Leinen Rm. 4.60. — Ein vorzügliches, anleitendes Werk für Freunde von Aktaufnahmen.

Die Bildnis-Photographie

Von Fritz Loeſcher. 6. Auflage. Bearbeitet von Karl Weiß. Mit 112 Bildbeiſpielen. In Leinen Rm. 6.80. — Ein mit allſeitiger Anerkennung aufgenommenes Buch auf dem ſo ſchwierigen Gebiete der Porträt-Photographie.

Tierſtudien mit der Kamera

Von Dr. Wandolleck. Mit 109 Abbildungen. In buntem Künſtlereinband Rm. 4.80. — Das Buch zeigt, wie man die Tierwelt auf vorteilhafte Art im photographiſchen Bilde feſthalten kann.

Leitfaden der Landſchaftsphotographie

Von Fritz Loeſcher. 6. Auflage. Ermäßigter Preis Rm. 4.50

Ausführlicher illuſtrierter Proſpekt über weitere vorzügliche Literatur koſtenlos.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft
Zweigniederlaſſung Berlin SW 19

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Spiel- und Sport-Bibliothek

des Union-Verlags

Ausführliche, illuſtrierte Verzeichniſſe koſtenfrei

Schul- und Sportſchwimmen. Von A. Benecke. Mit 69 Abbildungen. Rm. 2.–

Fechten mit dem leichten Säbel. Von Carl Böhlke. Mit 22 Abbildungen. Rm. –.80

Kombinationsſport. Von Fred Borchert. Mit 53 Abb. Rm

Der Mehrkampf. Von
Donop. Mit 41 Abbild. R

Sportgymnaſtik. Von
Donop. Mit 25 Abbild. R

Deutſches Wandern. V
Heinrich Gerſtenberg
28 Abbildungen. Rm. 1.80

Die Kunſt des Segelns
Dipl.-Ing. Willy Goep
Mit 90 Abbildungen. Rm.
Ganzleinenband Rm. 5.–

Schule des Fußballſpiel
Willi Kneſebeck. Mit
bildungen. Rm. 1.80

Warum Freiluftgymnaſt
Von Alfred Körner.
Abbildungen. Rm. 2.–

Kunſtturnen an den Ge
Von Hugo Lüer. Mit
bildungen. Rm. 1.80

Die Schule des Schnee
Von C. J. Luther. Mit
bildungen. Rm. 1.–

**Rhythmiſche Gymnaſtik a
liche Kraftquelle.** Von H
Medau, Leiter der Bode
in Berlin. Mit 19 Abb. R

Schule des Hockeyſport
Dr. B. Monheimer u
O. Schmitz. Mit 43 Abb.

**Das Leichtflugzeug als
und Verkehrsmittel.** V
Ing. W. van Nes. Mit
bildungen. Rm. 3.–

Schule des Florettfechten
Wilhelm Oswald. Mi
bildungen. Rm. –.80

Kleinkaliberſchießen. Vo
Szalla. Mit 61 Abb.

Handball, Barlauf, Schleuderball. Von Karl Otto. Mit 48 Abbildungen. Rm. 1.80

Schule des Ruderſports. Von F. A. Pagels. Mit 19 Abb. Rm. 2.–

Boxen. Von Lothar Roſenfeld. Mit 32 Abbildungen. Rm. 1.50

Zu haben i



